

EXPERIMENTA

STILLE NACHT



12 / 2022

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. MARIO ANDREOTTI UND
RÜDIGER HEINS

Sie finden die
eXperimenta auch
auf Facebook und
Instagram.

Inhalt

Titelbilder	∞	Ursula Schachschneider
Mario Andreotti	3	Editorial
Anja Servos	4	Bruchwiesen
Rüdiger Heins	5	eXperimenta im Gespräch mit Michael Landgraf, Generalsekretär des PEN Deutschland
Eva Joan	10	Stille Nacht – Miniaturen
Wollsteins Cinemascope	11	Zeiten des Umbruchs
Nora Hille	14	Ich habe einen Traum
Rüdiger Heins	17	Selma
Rüdiger Heins	19	eXperimenta im Gespräch mit der Künstlerin des Monats Ursula Schachschneider
Claudia Eugster	22	Patricia Jacomella Bonola
Theresa Bouvardien	27	Das ist der Weg und der Weg ist nicht immer schön
Rüdiger Heins	31	Rezension – KRAUT UND RÜBEN von Claudia Freund
Daniela M. Ziegler	32	Das verschwundene Jesuskind
Erich Pfefferlen	35	Weihnachten
	36	INTA-Meditationswochenende
Avy Gdańsk	37	Vntermalvng
Franziska Range	40	Herzensliebe
Mario Andreotti	42	Warum schreiben moderne Autorinnen und Autoren anders?
Rüdiger Heins	52	Flucht ins Nichts
Moustapha Boumerdes	58	Undenkbar
Ingrid Weißbach	61	Alles umsonst
Peter Rudolf	64	Rezension – Gedichte der Achtsamkeit – Der Haiku-Weg
Ausschreibung	67	Literaturwettbewerb Preis der Gruppe 48 für das Jahr 2023
Nora Hille	68	Interview mit Bartek Śnieciński
Sonja Krajewski	72	In der Stille dieser Nacht
	74	Leserbriefe
	78	Impressum

Die eXperimenta kann für 12 € (zzgl. 3 € Porto) auch als Druckausgabe bestellt werden:
abo@experimenta.de — bitte Ihre Postadresse mit angeben.



Editorial 2022

In unserem Jubiläumsjahr haben wir Künstlerinnen und Künstler ausgesucht, die unser Editorial schreiben.

Wir wollen damit ein Zeichen der Anerkennung setzen, dass nicht nur Herausgeber und Redakteure das Editorial schreiben können, sondern dass auch befreundete Künstler und Künstlerinnen dazu eingeladen sind, sich im Editorial zu Wort zu melden.

Dabei sind sie nicht an eine redaktionelle Themenvorgabe gebunden, sondern sie können sich frei entscheiden, welche Themen sie im Editorial ansprechen.

Bisher haben die Malerinnen Helga Zumstein, Sandra Eisenbarth, die Dichterin Xu Pei, Benno Käsmayr, Christian Sünderwald, Barbara Schleth, Marlene Schulz, Peter Rudolf, Rüdiger Heins und Erich Pfefferlen im Editorial das Wort ergriffen. Aktuell hat das Editorial Mario Andreotti geschrieben.

Rüdiger Heins

Bisherige Aufrufe der **experimental**-Ausgaben

Persischer Frühling:
76.387 Aufrufe

Wozu sind Kriege da?:
82.629 Aufrufe

ALTWEIBERSOMMER:
229.680 Aufrufe

LEBEN ERLEBEN:
410.517 Aufrufe

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser der **experimental**!

Die Sprache prägt unsere Sicht auf die Welt. Diese Tatsache bleibt nicht ohne erhebliche Folgen. Mit der Herrschaft über die Sprache lässt sich nämlich auch die Herrschaft über das Denken der Menschen gewinnen. Das wusste und weiß niemand besser als Diktatoren. Das schrecklichste Beispiel dafür hat uns bekanntlich die Propaganda der Nationalsozialisten geliefert. Wenn da etwa von «Endlösung» die Rede war, aber «Massenmord an den Juden» gemeint wurde, war das eine der niederträchtigsten Formen von Sprachlenkung.

Doch Vorsicht vor der Annahme, Sprachlenkung gehöre der Vergangenheit an. Im Gegenteil: Es gibt sie heute in einem Ausmaß, die uns erblassen lässt. Wenn da *Preisanpassung* gesagt wird, aber *Preiserhöhung* gemeint ist, wenn *anstatt* von radioaktiv verseuchtem Müll von Sondermüll die Rede ist, und wenn ein Arbeitnehmer nicht entlassen, sondern nur freigestellt, ein Vertriebener zum Aussiedler gemacht wird, und wenn schließlich der Kremlchef Wladimir Putin von «militärischer Spezialoperation» spricht, aber Krieg und Zerstörung eines Landes im Auge hat, so ist das nichts weiter als eine fürchterliche Umbiegung der Sprache. Darüber sollten wir nachdenken.

So bestimmt denn die Sprache nicht nur unser Denken und Handeln und unsere Gefühle, sondern weitgehend auch unsere Weltsicht. Wer sich sprachlich nicht oder nur ungenügend äußern kann, der kann nicht nur seine Gedanken schlecht ordnen, sondern hat auch keine klare Sicht auf unsere Welt; denn die Welt, in der wir immer schon erfahrend leben, ist stets sprachlich erschlossene Welt. Daher ist Sprachbildung, und dies nicht nur in der Schule, dringender denn je, soll uns die Sprache als hohes Kulturgut und als unser wichtigstes Werkzeug erhalten bleiben. Tragen wir also, bei aller Würdigung des sprachlichen Wandels, Sorge zu unserer Sprache; sie ist die Sprache, mit der wir aufgewachsen sind, deren Klang wir von der ersten Minute unseres Lebens an hörten. Ihre Worte halfen uns, die Umwelt wahrzunehmen, uns die Welt zu erschließen und damit letztlich unsere Identität zu finden. «Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.» Dieses weithin bekannte Wort des österreichisch-englischen Philosophen Ludwig Wittgenstein ist heute gültiger denn je.

Mario Andreotti



✗ **Mario Andreotti**, Prof. Dr., Mitherausgeber der **experimental**, war Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen und ist heute noch Dozent für Neuere deutsche Literatur an zwei Pädagogischen Hochschulen. Daneben ist er Mitglied des Preisgerichtes für den Bodensee-Literaturpreis sowie der Jury für den Ravicini Preis, Solothurn. Er ist zudem Buchautor. Von ihm erschienen bei Haupt/UTB das Standardwerk „Die Struktur der modernen Literatur“. Neue Formen und Techniken des Schreibens (6., stark erw. und aktual. Aufl. 2022). und im FormatOst Verlag der Band „Eine Kultur schafft sich ab. Beiträge zu Bildung und Sprache“ (2019). Seine Wohnadresse: Birkenweg 1, CH-9034 Eggersriet SG; Mail-Adresse: mario.andreotti@hispeed.ch



Wir danken Anja Servos dafür, dass sie uns mit ihren Fotografien in der Bruchwiese bei Darmstadt durch das Jahr begleitet hat. Unser Dank geht auch an Henriette Tomasi, die uns auf Frau Servos aufmerksam gemacht hat!

Foto: Zum Jahresausklang erhellt das verwaiste Storchennest im Winterschlaf.



experimenta im Gespräch mit Michael Landgraf, Generalsekretär des PEN Deutschland

„Ich bin ein Pfälzer Protestant“

experimenta_Wie bist Du zum Schreiben gekommen?

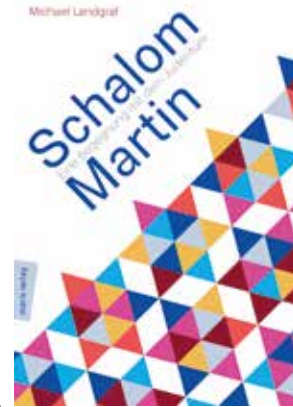
Michael Landgraf_Das war schon in Schülerzeiten, also vor über 40 Jahren. Eigentlich der Klassiker: Mitarbeit bei der Schülerzeitung, dann kleine Liebes-Lyrics für Mädels, die man beeindrucken wollte, erste Liedtexte für meine Auftritte als Straßenmusiker auf Deutsch sowie kurze Erzählungen. Dann war ich damals freier Mitarbeiter bei Tageszeitungen, bis heute schreibe ich für Printmedien. Im Studium entstanden erste literarische neben den wissenschaftlichen Texten. Als ich als Lehrer zu arbeiten begann, da fixierte ich das, was ich für Schülerinnen und Schüler entwickeln wollte sowie meine Erfahrungen mit Unterrichtsprozessen in Fachzeitschriften und ersten Büchern.

experimenta_Wann hast Du zum ersten Mal gefühlt, dass du ein Schriftsteller bist?

Michael Landgraf_Das war schleichend. Für meine ersten Bücher, die Fach- und unterrichtspraktischer Art waren, entwickelte ich auch Erzähl- und meditative Texte, weil die Schulfächer, die ich bediene, nämlich Geschichte, Evangelische Religion und Ethik, damit arbeiten. Dann wurde ich vom marixverlag in Wiesbaden angesprochen, ein Sachbuch zum Thema Judentum zu gestalten. Ich lehnte mit dem Verweis ab, dass es bereits unzählige davon gibt, aber noch keine schultaugliche Ganzschriftlektüre, heißt keinen Roman. Daraufhin durfte ich „Schalom Martin“ und „Salam Mirjam“ verfassen, eine Dreiecksgeschichte von Jugendlichen mit unterschiedlichem religiösen und weltanschaulichen Hintergrund. Als Matthias Drobrinski 2006 in der Süddeutschen Zeitung dann auf einer halben Seite eine wundervolle Besprechung schrieb und meinen Erzählstil lobte, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, mehr als ein Journalist, Sach- und Fachbuchautor zu sein. Die beiden Bücher sind inzwischen in vielen Bundesländern als Ganzschriftlektüre für den Unterricht zugelassen und Auswahltexte haben es in Reli- und Ethik-Bücher der großen Verlage geschafft. Das Gefühl entstand dann letztlich über meine Erzählung „Felix zieht in den Krieg“ 2013, durch meinen Bestsellerroman „Der Protestant“ im Jahr 2016 sowie durch die Berufung in den PEN Deutschland 2018.

experimenta_Wie sieht Dein Schreiballtag aus?

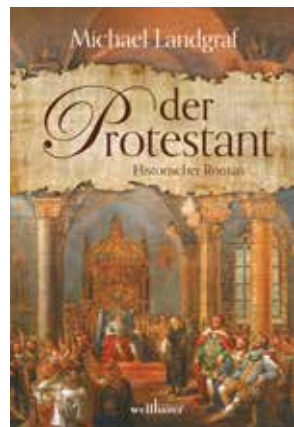
Michael Landgraf_Jeden Morgen gegen 4:00 Uhr wache ich auf und schreibe bis etwa 8:00 Uhr. Die ungewöhnlichen Zeiten rühren daher, dass meine Mutter bei der Post gearbeitet hat, mich damals zur Frühschicht weckte und das bei mir so verankert blieb. Diese Morgenstunde hat für mich wirklich Gold im Mund, denn der Kopf ist frei, in dieser Zeit strömen bei mir kreative Ideen und klare Gedanken, wie zu sonst kaum einer anderen Tageszeit. Ergänzungen, Korrekturen oder einfache Formulierungen schaffe ich dann zu anderen Tageszeiten. Da ich im Beruf stehe und durch ehrenamtliche Arbeit sowie durch meine Stadtratstätigkeit am Tag und am Abend viele Termine habe, bin ich froh, am Morgen schon kreativ gewesen zu sein. Auf diese Weise komme ich in der Regel täglich auf mehrere Stunden, die ich schreiben darf.



„Schalom Martin“ und „Salam Mirjam“

experimenta_Deine Bücher beschäftigen sich auch mit Themen der Weltreligionen. Wie definiert Du Deine religiöse Haltung?

Michael Landgraf_Ich bin zunächst einmal Pfälzer Protestant, heißt Teil eines sehr basisdemokratischen Systems mit reformierten Wurzeln, dem Hierarchien traditionsgemäß fremd sind. Auch was Gottesdienste anlangt ist man bei uns eher auf das klare Wort aus. Das System ist stark bildungsorientiert, seit der Reformation gab es das Bestreben einer Schulpflicht für alle. Ich selbst bin auch durch den Religionsunterricht motiviert worden, weiter zu denken und philosophisch alles zu hinterfragen. Das habe ich als Gymnasiallehrer in Germersheim, wo ich neun Jahre gearbeitet habe, so gehandhabt. Persönlich habe ich mir einen Wahlspruch frei nach Pestalozzi gewählt, der übrigens auch Theologe und Schullehrer war, dass ich mit Kopf, Herz und Hand meinen Glauben lebe. Mein Schwerpunkt des interkulturellen und interreligiösen Lernens ist seit meiner Kindheit gewachsen und gehört daher auch zur meiner Glaubensbasis. Im Ludwigshafener Hemshof, der Bronx der Pfalz, kam ich früh mit anderen Kulturen in Berührung. Der Dialog, das Verstehen ist mir extrem wichtig, daher habe ich auch viele Freundinnen und Freunde, die anderen Glaubensrichtungen angehören und die ich gerne fragen darf. Aus diesem Dialog heraus sind Buch- und CD-Projekte wie „Aufeinander zugehen – gemeinsam Schätze teilen“ oder „Kinder feiern Weihnachten – hier und überall“ entstanden, für die der Musiker Reinhard Horn und ich international zwei Mal mit dem Comenius-Award ausgezeichnet wurden. Doch glaube ich: Um einen richtigen Dialog führen zu können, brauchen wir eine eigene weltanschauliche Basis, die für andere verstehbar sein muss. Gleichzeitig brauchen wir die Begegnung mit dem Fremden, um uns selbst



Michael Landgraf_ besser einschätzen und wahrnehmen zu können. Ich erinnere da gerne an Martin Bubers Dialogisches Prinzip: Das ICH wird nur durch das DU zum ICH.

Generalsekretär des PEN-Zentrum

experimenta_Du wurdest im Oktober zum Generalsekretär des PEN-Zentrum Deutschland gewählt. Wie sieht im PEN Dein Aufgabenbereich aus?

Michael Landgraf_Der Generalsekretär ist zuständig für die innere Kommunikation, heißt, er hält zu den Mitgliedern Kontakt und leitet die Geschäftsstelle in Darmstadt mit fünf Mitarbeitenden. Dann bereitet er logistisch die jährliche Mitgliederversammlung vor, die Buchmessen in Leipzig und Frankfurt sowie die Verleihung des Herrmann-Kesten-Preises rund um den Writers-in-Prison-Day am 15. November. In Zukunft wird der Bereich „Literarisches Leben“ weiter ausgebaut. Letztlich muss aber der geschäftsführende Vorstand mit Präsident José F.A. Oliver, Schatzmeister Ralph Grüneberger und den Vizepräsidentinnen Astrid Vehstedt, die für das Programm Writers-in Exile, sowie Cornelia Zetzsche, die für Writers-in Prison zuständig ist, eng zusammenarbeiten. Außerdem gibt es noch sieben Präsidiumsmitglieder, die ebenfalls Aufgaben übernehmen. Besonders freue ich mich, die 100-Jahrfeier des PEN 2024 in Hamburg mit organisieren und ausrichten zu dürfen.

experimenta_Welche Projekte möchtest Du denn in näherer Zukunft realisieren?

Michael Landgraf_Beim PEN möchte ich Regionalgruppen aufbauen oder bereits bestehende Gruppen koordinieren, die sich dann leichter für Lesungen, in der Betreuung von Exil-Schriftstellerinnen und Schriftstellern oder bei Aktionen für inhaftierte Kolleginnen und Kollegen im Ausland organisieren können. Dazu braucht es Strukturen, die gerade entstehen. Als Literat möchte ich eine Novelle zur Jugend in der NS-Zeit in meiner Region sowie einen großen Roman zum Hambacher Fest zu Ende bringen, beides blieb in letzter Zeit einfach liegen. Gleichzeitig arbeite ich an lyrischen Texten sowie an Reiseführern für meine Region, die Pfalz, für die ich von Verlagen beauftragt wurde. Erschienen ist bereits der Band „Glücksorte an der Deutschen Weinstraße“ beim Droste-Verlag, mein Radreiseführer erscheint im Frühjahr 2023 wie auch ein Stadtführer über Neustadt an der Weinstraße sowie ein Buch zum Thema Wein, was in meiner Heimatregion nicht ausbleibt.



experimenta_Vielen Dank für das Gespräch.

✖ **Michael Landgraf**, geboren 1961 in Ludwigshafen am Rhein, lebt seit 1999 in Neustadt an der Weinstraße. Er leitet dort ein Fortbildungsinstitut, ist Museumsleiter und Stadtrat. Literarisch hat er bereits über 100 Werke verfasst, die teils in 35 Sprachen übersetzt wurden, was ihn zu einem der meistübersetzten Kinder- und Jugendbuchautoren Deutschlands macht. Seine Genres sind Romane, Sach- und Schulbücher, Kinder- und Jugendbücher, Reiseführer und Regionalia zur Pfalz. Vor seinem Engagement beim PEN Deutschland war er langjähriges Vorstandsmitglied und auch Vorsitzender des VS Rheinland-Pfalz, er ist Kulturbotschafter von Neustadt an der Weinstraße und erhielt im November 2022 den städtischen Kulturpreis. www.michael-landgraf.de



✖ **Rüdiger Heins** ist freier Schriftsteller sowie Regisseur und Verleger. Er produziert Beiträge für Hörfunk, Fernsehen und Theater. Er ist Dozent im Creative Writing sowie Gründer und Studienleiter des INKAS – Institut für Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein und in der Niedermühle in Odernheim. Er ist Mitherausgeber *experimenta*, des Magazins für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Auf der Landesgartenschau in Bingen schuf er einen Haiku-Garten. Mit ehemaligen chinesischen Gefangenen, die von Organentnahme bedroht waren, entstand das Buch- und Filmprojekt "Ausgeschlachtet". Sein Theaterstück "Allahs Heilige Töchter" machte auf die Lebenssituation von Muslima, die in Deutschland leben, aufmerksam. Das Stück musste unter Polizeischutz aufgeführt werden. Rüdiger Heins ist Mitglied beim PEN-Zentrum Deutschland. (Quelle: Wikipedia)

Autorenwelt shop

»Und wenn es doch mal eine Online-Bestellung sein muss, dann am besten über den Autorenwelt-Shop. Gleicher Preis und Gratisversand für dich, 7 Prozent mehr für die Autorin. Ist ein bisschen so wie bei fairer Milch.«

shop.autorenwelt.de
Der wahrscheinlich
fairste Buchshop der Welt

Lisa Keil, Autorin



Biogärtnern aus Leidenschaft

Greifen Sie mit *kraut&rüben* auf über 35 Jahre Expertise und Erfahrung für ökologisches Gärtnern zu.

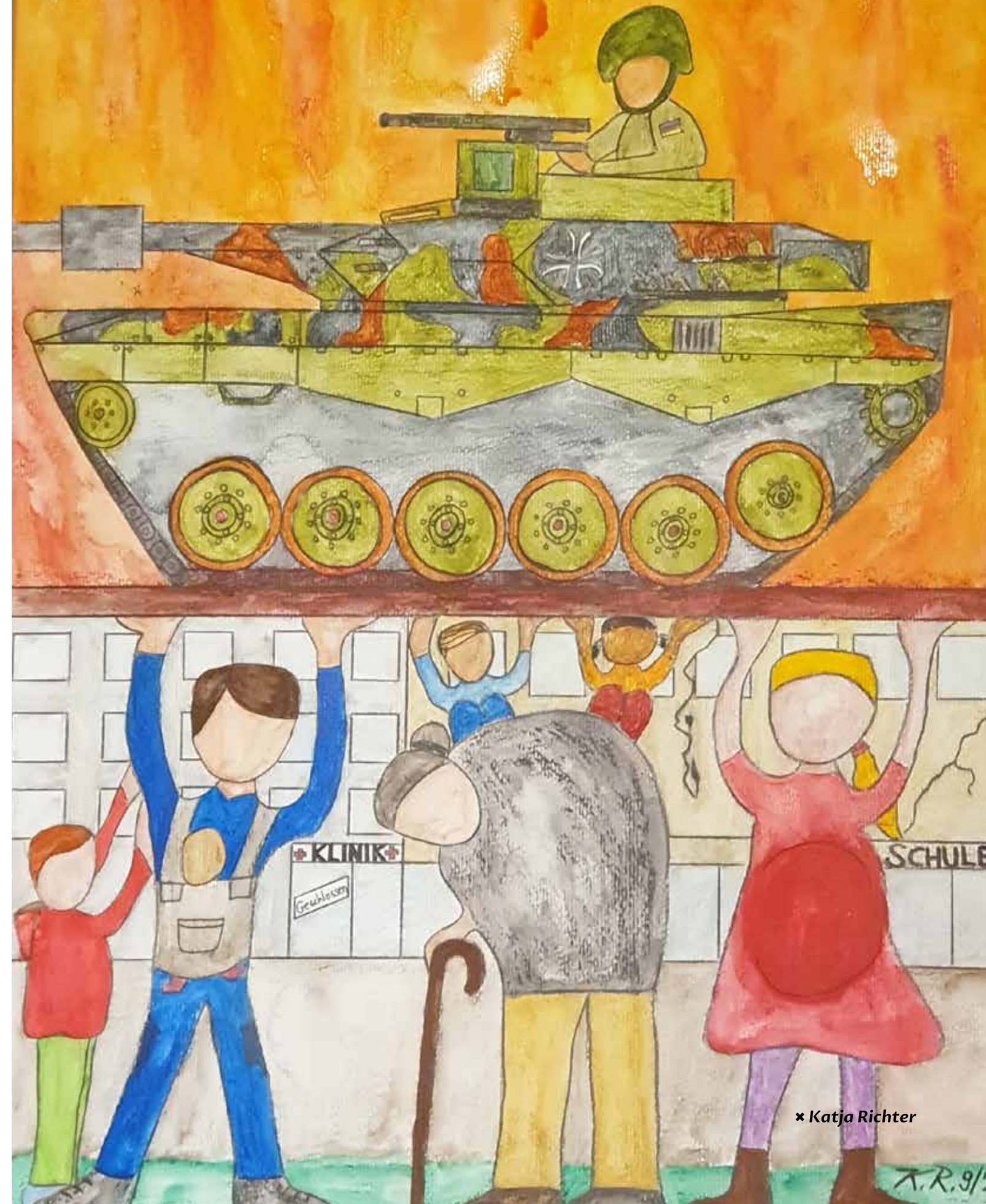
Jetzt testen:
3 Ausgaben für nur
9,90 €
statt 18,60 € im Handel.
Sie sparen über 46%.

Gratis dazu
Gemüsebeutel

Bestellen Sie Ihr Schnupper-Abo ganz einfach.
Telefonisch unter: +49 89 12705-214 Online unter: krautundrueben.de/schnupper3

kraut&rüben
SCHÖNER. WEDEK. BIOGARTEN.

EXPERIMENTA



✖ Katja Richter

Eva Joan

Stille Nacht - Miniaturen

wie Diamanten
auf schwarzen Samt gefallen -
Sterne in der Nacht

Augen geschlossen
wärmen an deiner Stimme -
und draußen fällt Schnee

eisig kalte Luft
presst ihr Gesicht ans Fenster
wünscht sich zum Ofen

klare Winternacht -
über die Dünen rennen
bis zu den Sternen

Mitternacht -
ich lese
„LiebesEnden“ für Jost (1960-2021)

Heilige Nacht -
auf meine Lippen
fallen Sterne

Christkindlmarkt -
zwischen den Buden
glitzert der Wind

wintermüde -
das Jahr klingt
leise aus

klare kalte Nacht
weit klingt der Ruf der Eule
der Mond zieht weiter

Mitternachtsküste -
wie leicht es sich atmen lässt
in deiner Nähe



✱ Ursula Schachschneider

✱ **Eva Joan** (geb. 1960 in Augsburg) lebt in Gronau (Leine). Pharmaz.-kaufmännische Angestellte und Kursleiterin für Autogenes Training. Veröffentlichungen (Deutsch, Englisch, Französisch) in Anthologien, Zeitschriften und auf Haiku-Internetseiten, außerdem fünf Publikationen im Selbstverlag.

Wollsteins Cinemascope

Zeiten des Umbruchs

(OT: Armageddon Time)

Kinostart: 24.11.2022

Der Regisseur und Drehbuchautor James Gray hat mit ZEITEN DES UMBRUCHS einen semi-autobiografischen Film gedreht, der im New Yorker Stadtteil Queens im September 1980 spielt.

Sein Alter Ego ist der elfjährige Paul Graff (Banks Repeta), der gerade sein 6. Schuljahr beginnt. Er ist künstlerisch begabt, aufmüpfig und ärgert seine Lehrer. In seiner Klasse ist er isoliert und nur mit Jonathan Davis (Jaylin Webb), dem einzigen Schwarzen befreundet. Dieser ist schon etwas älter, weil er sitzen geblieben ist. Er wohnt bei seiner bettlägerigen Großmutter und legt trotz schwieriger Bedingungen großen Wert darauf, ehrlich und anständig zu sein und zu bleiben, weil er glaubt, nur so eine Chance in der Gesellschaft zu haben. Er träumt davon, Astronaut zu werden. Paul lebt in vergleichsweise geordneten Verhältnissen in seiner aufstrebenden jüdischen Familie, die ihn allerdings mit ihrer Konformität nervt. Die Mutter Esther (Anne Hathaway) ist fürsorglich, umtriebig und unter anderem im Elternbeirat engagiert. Der Vater Irving (Jeremy Strong) will das Beste für seine Söhne, fördert sie, straft aber auch streng. Mit seinem frechen älteren Bruder Ted (Ryan Sell) hat Paul nichts gemeinsam. Nur der Großvater Aaron (Anthony Hopkins) hat Verständnis für Paul, geht liebevoll und großzügig mit ihm um und lässt ihn an seinen Erfahrungen und Einsichten teilhaben.

Das große Thema des Films ist der amerikanische Traum von Gleichheit, Gerechtigkeit und Aufstiegsmöglichkeiten für alle. Doch Großvater Aaron weiß, die Karten sind von Anfang an gezinkt. Nur mit der richtigen Abstammung, Geld und Beziehungen schafft man es ganz nach oben. Die jüdischen Einwanderer aus Osteuropa passten sich an, änderten sogar ihre Namen, arbeiteten fleißig und wurden trotzdem in der Gesellschaft angefeindet und benachteiligt, zum Beispiel beim Zugang zu den Universitäten. Die Schwarzen begegnen sowieso auf Schritt und Tritt subtilem bis offenem und brutalem Rassismus.

Für Paul beginnt der Umbruch, als seine Eltern beschließen, ihn aus der öffentlichen Schule zu nehmen und ihn in eine private Eliteschule zu stecken, auf die schon sein Bruder geht. Er wird Jonathan nur noch selten sehen, eine steife Schuluniform anziehen und standesbewusste Mitschüler von der Sorte der Brüder Trump ertragen müssen. Gleichzeitig endet auf der politischen Ebene die Ära des liberalen Präsidenten Jimmy Carter, und es beginnt das Jahrzehnt des erzkonservativen Ex-Schauspielers Ronald Reagan, was in Pauls Familie Entsetzen auslöst.

Der Film beginnt entspannt, fast idyllisch, obwohl die Themen Freiheit versus Druck und Rassismus schon anklingen. Dann entwickeln sich die Konflikte um gesellschaftliche Zwänge deutlicher, bis schließlich Paul erkennen muß, dass auch er seinen schwarzen Freund verrät. Dass ihm kaum eine andere Wahl bleibt, wirft ein aufschlussreiches Licht auf die Verlogenheit des amerikanischen Traums.



Barbara Wollstein



✖ Ursula Schachschneider

Nora Hille

Ich habe einen Traum

Ich habe einen Traum von einer offenen Gesellschaft, in der sich gesunde und psychisch kranke Menschen auf Augenhöhe begegnen. Einen Traum von einer Gesellschaft, die so viel Wissen über psychische Erkrankungen erworben hat, dass sie diesen nicht länger ängstlich oder gar abwertend ausweichen muss.

Klingt das naiv? Unmöglich? Oder ist ein davon träumen, sich danach sehnen, ein darüber sprechen und schreiben, sich künstlerisch damit auseinandersetzen nicht in Wirklichkeit genau der Motor, der gesellschaftlichen Wandel voranbringt?

Ich jedenfalls habe ihn, diesen Traum. Wie schön wäre es doch, wenn gesunde Menschen mehr Verständnis für psychische Erkrankungen entwickelten. Wenn psychisch Kranke sich nicht länger für ihre Diagnosen schämten, sondern sich ihres Wertes bewusst wären. Denn dann wäre die Stigmatisierung und Ausgrenzung psychisch kranker Menschen in unserer Gesellschaft nicht länger ein Thema. Und auch die schmerzhafteste Selbst-Stigmatisierung der Betroffenen hätte endlich ausgedient. Ich weiß, wie sehr Stigma schmerzen kann, denn ich habe es wegen meiner bipolaren Erkrankung selbst mehrfach erlebt. Deswegen lautet mein Credo: „Stigma tut weh – nieder mit dem Stigma!“

Mentale Gesundheit ist von hoher gesellschaftlicher Relevanz, denn es gibt so viele Betroffene: Im Schnitt erkrankt jeder Vierte in Deutschland im Zeitraum eines Jahres psychisch, im Laufe seines Lebens wird jeder Dritte betroffen sein. Und in der Europäischen Region leben der WHO zufolge im Jahr 2021 mehr als 150 Millionen Menschen mit einer

psychischen Erkrankung.¹ Die Erfahrung an sich, psychisch erkrankt zu sein und eine Diagnose zu erhalten, ist für Betroffene oft schon beängstigend und schmerzlich genug. Lasst uns gemeinsam dafür sorgen, dass nicht noch Stigma und Selbst-Stigma als zusätzliche Belastungen dazukommen.

Ja, ich habe diesen Traum. Einen Traum von einer Gesellschaft, die erkennt, dass jeder Einzelne gleich viel wert ist – egal wie gut oder schlecht er oder sie im Alltag „funktioniert“. Eine Gesellschaft, in der bei ALLEN Themen und Verschiedenheiten das Miteinander zählt, Respekt und Toleranz füreinander selbstverständlich sind. Wir alle sind Menschen mit Wünschen, Problemen, Träumen und Hoffnungen. Wir alle lieben, feiern, weinen, lachen, verzweifeln – oder sind voller Hoffnung und Zuversicht. Wir haben Freunde, Familie und Hobbys, oftmals eine Arbeit oder ein Ehrenamt. Und manche von uns haben zusätzlich eben noch eine psychische Erkrankung. Einige davon heilbar, andere chronisch. Psychische Erkrankungen können phasenweise so schwer wiegen, dass sie Lebensqualität nahezu unmöglich macht. Bei manchen Erkrankten bricht gar der Lebenswille. Wenn sie für immer gehen, lässt es uns alle fassungslos zurück in unserer Trauer.

Mit einer psychischen Erkrankung zu leben, ist für Betroffene und ihr Umfeld eine enorme Herausforderung. Doch gute Lebenszeiten sind auch mit Erkrankung möglich: Phasenweise macht sie sich nämlich kaum bemerkbar, gerade, wenn Therapien und stabilisierende Medikamente genutzt werden, unsere mentale Stärke wächst und der Umgang mit der Krankheit mit der Zeit leichter wird. Sie kann aber auch so stark ausgeprägt sein, dass eine Verrentung aus gesundheitlichen Gründen



✱ Bartek Śnieciński, *Bipolar Disorder (Bipolare Störung)*

erfolgt, inklusive Pflegegrad, so wie bei mir. Und doch liebe ich mein Leben.

Wir Gesunden und Kranken sind uns in so vielem so ähnlich. Es gibt so viel mehr

Verbindendes als das, was uns trennen könnte. Wir alle sind Menschen mit einer Seele.

Lasst uns gegenseitig immer weiter aufeinander zugehen. Lasst uns zuhören. Damit meine ich nicht, dass allein psychisch Kranke ihr Leid teilen und gesunde Menschen zuhören sollen. Nein. Gerade Menschen mit psychischer Erkrankung können für gesunde Menschen zu wertvollen Gesprächspartnern werden, denn sie haben häufig durch ihre Erfahrungen und Therapien psychologisches Wissen erworben oder bewährte Alltagsstrategien, um mit Stress umzugehen.

So kann aus einem Aufeinander-Zugehen irgendwann ein „Seite an Seite“ werden. Seite an Seite beschreiten wir unsere Lebenswege. Gleichberechtigt, auf Augenhöhe, mit gegenseitigem Verständnis. Wer Hilfe braucht, bekommt eine Hand als Stütze. Egal, ob er oder sie psychisch krank ist oder „nur“ eine Lebenskrise durchleidet.

Wir sind nicht allein. Zwar ist das Innere eines jeden Menschen ein Universum, doch wir haben die Kraft der Sprache, mit der wir uns einander mitteilen können. Auch wenn es manchmal schwer ist, die richtigen Worte zu finden, überhaupt den Gesprächsanfang zu wagen. Die Möglichkeit für gegenseitiges Verstehen existiert. Auch wenn

wir Menschen mit psychischer Erkrankung uns manchmal so traurig, so einsam fühlen, so unverstanden. So weit entfernt vom Leben und von irgendeiner Normalität.

Ich bin nicht die Einzige mit diesem Traum. Wir sind viele. Unter dem Dach des Aktionsbündnisses Seelische Gesundheit engagieren sich in Deutschland derzeit 140 Mitgliedsorganisationen für einen vorurteilsfreien und gleichberechtigten Umgang mit psychisch Erkrankten und damit gegen die Stigmatisierung Betroffener: „Das Aktionsbündnis Seelische Gesundheit [...] will einen gesellschaftlichen Diskurs anstoßen, durch den das bislang bestehende Tabu gebrochen wird sowie Ängste und Vorurteile abgebaut werden.“² Am 30. September 2021 hat zudem die WHO (World Health Organization) ein neues europäisches Bündnis für psychische Gesundheit ins Leben gerufen.³ Und im Koalitionsvertrag 2021 kündigen die deutschen Regierungsparteien an: „Wir starten eine bundesweite Aufklärungskampagne zur Entstigmatisierung psychischer Erkrankungen.“⁴

Es gibt weltweit so viele Menschen, die sich für die Anti-Stigma-Arbeit engagieren: Betroffene, deren Angehörige und Freunde, im Gesundheitswesen Tätige, Ehrenamtliche, Prominente, die sich „outen“, Politiker, Initiativen und



✱ Bartek Śnieciński, *Depression, Dissoziative Identity Disorder, Schizophrenia (Depression Dissoziative Identitätsstörung, Schizophrenie)*

² Quelle: <https://www.seelischegesundheits.net/aktionsbueundnis/portraet/> (Zugriff: 14. Juni 2022).

³ WHO: „Das Europäische Bündnis für Psychische Gesundheit.“ Quelle: <https://www.who.int/europe/de/initiatives/the-pan-european-mental-health-coalition> (Zugriff: 10. November 2022).

⁴ Mehr Fortschritt wagen: Bündnis für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit. Mehr Fortschritt wagen. Koalitionsvertrag 2021 – 2025 zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), BÜNDNIS 90 / DIE GRÜNEN und den Freien Demokraten (FDP), S. 86.

Quelle: <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/974430/1990812/04221173eef9a6720059cc353d759a2b/2021-12-10-koav2021-data.pdf?download=1> (Zugriff: 10. November 2022).

¹ Online-Artikel von dpa/aerzteblatt.de: „WHO: Pandemie und Krieg wirken sich auf psychische Gesundheit aus“, veröffentlicht am 4. Mai 2022, online verfügbar unter <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/133922/WHO-Pandemie-und-Krieg-wirken-sich-auf-psychische-Gesundheit-aus> (Zugriff: 30. November 2022).



✱ Bartek Śnieciński, *Multiple Personality Disorder (Multiple Persönlichkeitsstörung)*

Selbsthilfegruppen, Sozialarbeiter, Künstler und Kulturschaffende aller Fachrichtungen. Wir können miteinander in Kontakt treten, sogar über Landesgrenzen hinweg, gemeinsam aufklären und die Anti-Stigma-Arbeit vorantreiben.

Abends scrolle ich wie so oft am Smartphone durch Social Media. Dabei stoße ich auf den polnischen Künstler Bartek Śnieciński.⁵ Ich sehe ein Foto mit drei von ihm geschaffenen Bronze-Figuren.

Titel: „Depression, Dissoziative Identitätsstörung, Schizophrenie“. Seine Skulpturen tragen die Namen psychischer Erkrankung! Es schlägt ein wie der Blitz: Ich MUSS wissen, warum er diese Skulpturen geformt hat. Schreibe ihn über Facebook an. Frage nach, erkläre meine Themenschwerpunkte als Autorin kurz. Die Möglichkeit einer Kooperation schwebt in der Luft. So entsteht das hier nachlesbare Interview mit Bartek Śnieciński, dessen Worte und Figuren sich mit meinem Text über die Hoffnung auf eine stigmafremde Gesellschaft zu verweben beginnen. (s. S. 68)

Ich habe Hoffnung – wie so viele andere auch.
Hoffnung auf ein neues Miteinander.
Für unsere Gesellschaft.
Für jeden von uns.
Ein Traum, der dabei ist, Wirklichkeit zu werden.
Jeden Tag ein wenig mehr.
Weil sich schon jetzt so viele dafür einsetzen.
Niemand ist allein.

5 <https://www.barteksniecinski.pl/> (Zugriff: 10. November 2022).



- ✱ **Nora Hille**, Jahrgang 1975, verheiratet, zwei Kinder. Studium Geschichte, Literatur- und Medienwissenschaften, journalistisches Schreiben im Nebenjob. 12 Jahre Arbeit im Bereich Kommunikation/ PR. Aus gesundheitlichen Gründen verrentet. Schreibt als Betroffene und Erfahrungsexpertin zu den Themen Mentale Gesundheit, psychische Erkrankungen und engagiert sich für die Anti-Stigma-Arbeit, also gegen die Stigmatisierung (Ausgrenzung) psychisch Kranker in unserer Gesellschaft, für mehr Miteinander und Toleranz. Regelmäßige Kolumne zu Mental Health beim Online-Magazin FemalExperts.com. Außerdem verfasst sie literarische Essays, Gedichte und Kurzprosa. Siehe auch www.norahille.de oder Instagram: [norahille_autorin](https://www.instagram.com/norahille_autorin).



Rüdiger Heins

Selma

all die träume
nach den verlorenen
erinnerungen

jenseits

verbotener hügel
schleichen nebel
des graues

in ein gesicht
von wand zu wand
zu wand
zu wand

aus einem kleid von wut
und agonie dämmern
totenschädel
rastlos vor sich hin

in einem dom
aus nichts erwachen dann
die träume einen augenblick

von hier nach dort



✱ Ursula Schachschneider

- ✱ **Selma Meerbaum-Eisinger**. Geboren am 15. August 1924 in Czernowitz, Bukowina; gestorben am 16. Dezember 1942 im Arbeitslager Michailowka in der Ukraine, war eine deutschsprachige Dichterin, die als verfolgte Jüdin achtzehnjährig starb. Ihr Werk wird mittlerweile zur Weltliteratur gezählt. (Quelle: Wikipedia)



✱ Ursula Schachschneider

„Freie Hand ist viel schöner“

Ursula Schachschneider im Gespräch mit Rüdiger Heins

experimenta_ Frau Schachschneider, wie sind Sie zum Malen gekommen?

Ursula Schachschneider_ Bereits im Kindergarten habe ich gerne gemalt und ‚lustigerweise‘ meine Bilder mit ‚BEF‘ signiert. Diese 3 Buchstaben hatte ich bei den Vorschulkindern abgeschaut, mir eingeprägt und als Signatur unter meine Bilder gesetzt. Die Liebe zum Malen habe ich mir bis heute erhalten.

experimenta_ Sie haben einen unverkennbaren Malstil. Wie haben Sie Ihren Malstil entwickelt?

Ursula Schachschneider_ Eigentlich habe ich, wie die meisten Maler auch, während der Entwicklung viele Malstile durchlaufen. Schon beizeiten gefiel es mir, meine Bilder in einzelne Felder zu unterteilen. Während des Studiums gab es die Aufgabe, ein eigenes kubistisches Bild zu malen. Da ich schon immer die Kubisten Marc, Macke, Picasso, Feininger, Leger, Gris und Delaunay liebe, habe ich mit der Zeit einen mir eigenen kubistischen Stil entwickelt.

experimenta_ Frau Schachschneider,, Wie sind Sie zum Schreiben gekommen?

Ursula Schachschneider_ Schon immer lese ich gerne und lasse mich in andere Welten verführen. Für einige heimische Autoren habe ich Bücher und Taschenhefte illustriert. Dadurch habe ich viele Texte auch anderer Autoren gelesen, meist mit Bewunderung, einige fand ich aber auch ‚grottenschlecht‘. Beides war für mich Herausforderung, es einmal selbst zu versuchen. Umso mehr hat es mich gefreut, dass von mir eingereichte Texte für Anthologien ausgewählt wurden und auch meine Aphorismen auf, aphorismen.de oft neben großen Namen erscheinen.

experimenta_ Wo liegen denn Ihre Schwerpunkte in der Malerei?

Ursula Schachschneider_ Das ist schnell gesagt:

1. Sie liegen in der Schaffung eigener Gemälde unter Einbeziehung vieler Techniken. Es ist mir wichtig, im Bild eine räumliche Tiefe zu erreichen. Verinnerlichte Impressionen von Spaziergängen, Urlauben aber auch Alltagssituationen dienen der Ideenverwirklichung.
2. Buchillustrationen. Die gelesenen Texte lassen in mir Bilder entstehen, die ich dann umsetze.

experimenta_Wie sieht denn Ihr Malalltag aus?

Ursula Schachschneider_Mein Malalltag ist immer ein Spagat zwischen alltäglich zu erledigenden Dingen, wie Haushalt, Familie, Garten, Enkelkinderbetreuung, einen Tag berufstätig sein, Spanisch lernen, Ehrenamt und schließlich dem ‚Freischaufeln von Zeit‘ für das Malen. Die freigeschaufelte Zeit teilt sich in das Umsetzen eigener ‚malerischer‘ Ideen und die Ausführung von auftragsgemäßen Buchillustrationen.

experimenta_Wie kann man sich Ihre Buchillustrationen vorstellen?

Ursula Schachschneider_Ich lese die Texte und in meinem Kopf entstehen Bilder, die ich dann umsetze sofern, ich freie Hand habe. Die Ausführung geschieht meist als Aquarell oder gern auch als Tuschezeichnung.

experimenta_Sie malen auch gerne Kinderbücher. Was geht in Ihnen vor, wenn Sie ein Kinderbuch malen?

Ursula Schachschneider_Wie zuvor schon beschrieben; ich lasse mich von den Texten verzaubern und im Kopf entstehen Bilder zu dem Gelesenen.

experimenta_Haben Sie ein künstlerisches Narrativ?

Ursula Schachschneider_Nein, damit kann ich nicht dienen!



× Ursula Schachschneider

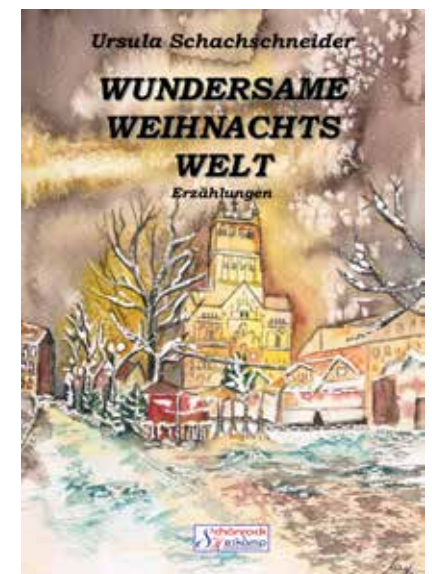
experimenta_An welchem Projekt arbeiten Sie im Augenblick?

Ursula Schachschneider_1. An der Ideenfindung und Studien für eine große Ausstellung im nächsten Jahr und
2. Ab Dezember: An der Umsetzung von Illustrationen zu einem weiteren Kinderbuch.

experimenta_Welche Projekte haben Sie für die Zukunft geplant?

Ursula Schachschneider_Natürlich weiterhin zu malen und zu illustrieren, aber auch, mich wieder mehr dem Schreiben zu widmen. Themen sind im Kopf, bedürfen aber noch verschiedener Recherchen.

experimenta_Danke für das Gespräch!



- × **Ursula Schachschneider.** Zunächst in Neuss und später auch in Grevenbroich aufgewachsen, lebte Ursula Schachschneider einige Jahre in Düsseldorf und ist von dort wieder nach Grevenbroich übersiedelt, wo sie auch heute mit ihrer Familie lebt und arbeitet. Sie ist gelernte Rechtsanwaltsfachangestellte und Fremdsprachenkorrespondentin und arbeitete in Rechts- und Patentabteilungen, bei verschiedenen Banken und ausländischen Unternehmen. Seit ihrer Kindheit malt und zeichnet sie gern, der Einstieg in die Malerei erfolgte zunächst autodidaktisch mit Seidenmalen. Von 1994 bis 2001 absolvierte sie Malkurse bei der VHS in Neuss. Es folgten weitere Workshops bei verschiedenen Institutionen. Von 2007 bis 2009 absolvierte sie ein Kunststudium mit dem Schwerpunkt Malerei an der Freien Kunstschule Köln. Der Abschluss erfolgte mit Diplom; die Diplom-Arbeit wurde mit 'sehr gut' bewertet. Ihre Werke wurden bereits in über 140 Einzel- und Gemeinschaftsausstellungen im In- und Ausland präsentiert. Seit 2019 ist sie auch vertreten durch die Flyer Art Gallery, Rom. Mehr als 20 Jahre war sie als Dozentin in der Erwachsenenbildung tätig und erteilt nunmehr Malunterricht auf Anfrage. Im literarischen Bereich hat sie bei verschiedenen Anthologien mitgewirkt und eigene Texte veröffentlicht. Des Weiteren gibt es von ihr fünf eigene Buch-/Bildbände bei verschiedenen Verlagen. Im Bereich Buchillustrationen hat sie bei zahlreichen Romanen, Erzählungen, Prosa- und Lyrikbänden die Illustrationen und Cover-Illustrationen gefertigt. Die Exemplare, Verlage und Autoren im Einzelnen sind ihrer Website zu entnehmen. Es bestehen Mitgliedschaften im Kunst- und Kulturkreis Rommerskirchen, der 'Künstlergruppe Villa Erckens (Sprecherin), dem Museum Villa Erckens (2. Vorsitzende des Fördervereins) sowie Partnerschaftsverein Grevenbroich. www.u-schachschneider.de

Claudia Eugster

Patricia Jacomella Bonola

Lexikon zeitgenössischer Schweizer Künstler

Patricia Jacomella Bonola wurde am 29. September 1952 in Genf geboren und ist eine Schweizer Malerin, Fashion-Designerin und Installationskünstlerin. Sie ist vor allem für ihre wertkritischen Installationen und Performances bekannt. Die Künstlerin studierte in Italien und erlangte 1974 den Titel Master of Fashion Design. Zudem schloss Patricia Jacomella Bonola 1984 ein Studium in Fine Arts an der Accademia di Belle Arti Brera in Mailand ab. Heute lebt und arbeitet die Künstlerin in Zug (Innerschweiz).



* Patricia Jacomella Bonola

» In den Mittelpunkt meiner Arbeit stelle ich den Menschen. Mit einer Mischung aus Realismus und Fiktion hinterfrage ich, wie sich die neuen Technologien in unserer Lebenswelt widerspiegeln und wie wir uns selbst in der heutigen 2.0-Gesellschaft positionieren. Hauptsächlich interessiert mich die Frage nach der sozialen Funktion der Kunst mit Entwürfen für neue Rollenmodelle und Lebensstile. «

~ Patricia Jacomella Bonola



* Between The Lines, Installation und Performance, Zug 2015. Strickschnur aus Wolle, die aus alten Strickwaren gewonnen wurde. Patricia Jacomella Bonola. Bildquelle: Patricia Jacomella Bonola 2015.

29. Oktober bis 18. Dezember

DESSIN – Zentralschweizer Zeichnung | Über den Bleistift hinaus

Gruppenausstellung in der Kunsthalle Luzern (Innerschweiz)

Insgesamt 21 Positionen von Künstlerinnen und Künstlern wurden aus den Bewerbungen für die öffentliche Ausschreibung von DESSIN – Zentralschweizer Zeichnung ausgewählt. Patricia Jacomella Bonola mit ihrem Werk „Blue Whale“ ist eine davon. Ziel der Gruppenausstellung in der Kunsthalle Luzern ist es, die Vielfalt des Mediums Zeichnung bekannter zu machen. In ihrem Werk „Blue Whale“ kontrastiert Patricia Jacomella Bonola die Selfie-Kultur mit dem Medium der Zeichnung. Das verbindende Element ist, dass sowohl das Selfie, als auch die traditionelle Zeichenkunst eng mit der Körperdarstellung verbunden sind.

Den Namen hat das Werk von der Blue Whale Challenge, was in den Sozialen Medien unter dem Hashtag #f57 gepostet wird. 50 Aufgaben in 50 Tagen. Anfangs sind die Aufgaben harmlos, jedoch steigern sie sich bis zu selbstverletzenden Handlungen, gar zum Selbstmord. Versucht ein Spieler auszusteigen, so wird ihm oder seiner Familie gedroht. Dieses Gefühl der Angst macht Patricia Jacomella Bonola sichtbar in einer Video-Full-HD-Wandinstallation (Farbe, Ton, 5 Minuten 58 Sekunden), begleitet von 16 Tafeln auf Fabriano-Papierbogen mit anatomischen Zeichnungen (je 48 x 34 cm / 34 x 48 cm, ohne Rahmen). Die Zeichnungen zeigen Muskeln und Adern des menschlichen

Körpers als gemeinsamen Nenner aller Menschen. Das häufige Fotografieren der eigenen Person für ein Selfie führt zu einer ständigen Konfrontation mit dem eigenen Bild, was bei manchen Menschen zu einer Verzerrung der Körperwahrnehmung führen kann oder gar Angstzustände und Depressionen auslöst. Wie bei einem Selfie fotografierte die Künstlerin die Zeichnungen ab und bearbeitete sie digital nach, um sie schließlich in einem Video-Animationsprogramm zusammenzufügen. Die grafische Darstellung im Video und die 16 Tafeln bilden ein Spannungsfeld. Die langsamere Bildlesung, die durch das Video ermöglicht wird, steht im direkten Gegensatz zur Geschwindigkeit, in der Selfies in den Medien veröffentlicht werden. Patricia Jacomella Bonolas Werk ermöglicht so eine langsame Rückkehr zur Selbstbeobachtung und womöglich zur Selbstreflektion, wenn nicht gar Resignation, über die Entstehung der Selfie-Obsession der heutigen Zeit.



* Video-Still aus „Blue Whale“ (2022) von Patricia Jacomella Bonola; Bildquelle: Patricia Jacomella Bonola 2022
Teil der Gruppenausstellung: Über den Bleistift hinaus | DESSIN – Zentralschweizer Zeichnung in der Kunsthalle Luzern (Innerschweiz)

3. Dezember 2022 bis 5. Februar 2023

ZENTRAL! – Dieu le veut

Gruppenausstellung im Kunstmuseum Luzern

Die Jahresausstellung ZENTRAL! ist eine Plattform für Künstlerinnen und Künstler aus der Region. Die Fachjury trifft jährlich eine Auswahl an Werken aus den eingereichten Dossiers, die an der Ausstellung präsentiert werden. Auch an dieser Gruppenausstellung ist Patricia Jacomella Bonola mit einem Werk vertreten: DIEU LE VEUT.

Inspiziert vom ‚Chemise Cagoule‘ fertigte Patricia Jacomella Bonola Schürzen an mit einer Öffnung

in der Mitte. Das Chemise Cagoule war ein Nachthemd, getragen von katholischen Männern und Frauen im Mittelalter. Es deckte alle Körperbereiche ab, ließ jedoch eine Öffnung für den notwendigen Kontakt zur Fortpflanzung frei. Der Geschlechtsakt ausschließlich zu Fortpflanzungszwecken, nicht zum Vergnügen – eine reine Pflichterfüllung für die Frau. Die Künstlerin will mit diesem Werk darauf aufmerksam machen, dass, auch wenn es das Nachthemd mit der sogenannten „Pariser Öffnung“ nicht mehr gibt, der Geschlechtsakt von vielen Frauen auf der ganzen Welt noch immer als Pflicht empfunden wird, zusätzlich zu gefährlichen sexuellen Ritualen, Genitalverstümmelung und Zwangsprostitution. Die Schürzen sind gleichzeitig eine Metapher für die Arbeit und auf dem Boden liegend und als Sitzkissen benutzt, thematisieren sie die Störanfälligkeit der demokratischen Grundordnung in gegenwärtigen Systemen. So zeigt Patricia Jacomella Bonola mit ihrem Werk exemplarisch auf, wie sich das große Versprechen der Moderne auf Gerechtigkeit, Fortschritt, Gleichheit und eine zivilisiertere Gesellschaft in eine Chimäre verwandelt hat.



✱ Patricia Jacomella Bonola vor ihrem Werk «Blue Whale» an der Vernissage der DESSIN Ausstellung vom 28. Oktober in der Kunsthalle Luzern (Innerschweiz); Bildquelle: Claudia Eugster 2022.



Ergänzt wird diese Boden-Installation durch die Einkanal-FHD-Videoprojektion BONETTA 2022 (Ton, Farbe, 7 Minuten 33 Sekunden). Das Video erzählt die Geschichte eines afrikanischen Mädchens, welches am englischen Hof zu einer hochkultivierten Frau ausgebildet, aber schließlich zu einer arrangierten Ehe mit einem afrikanischen Industriellen gezwungen wird. Mit diesem Spannungsverhältnis, welches im Raum zwischen der Boden-Installation und dem Video entsteht, fordert die Künstlerin auf zu einer friedlichen Revolution für mehr Menschenrechte und die Neudefinition von Identitäten in einem zunehmend instabilen und unberechenbaren globalen Szenario.



✱ Video-Still aus "Bonetta" (2022) von Patricia Jacomella Bonola; Bildquelle: Patricia Jacomella Bonola 2022
Teil der Gruppenausstellung: ZENTRAL! – Dieu le veut im Kunstmuseum Luzern (Innerschweiz)

Weitere Informationen:

www.patriciajacomella.com

-
- ✱ Claudia Eugster erlangte die Titel Bachelor of Arts in Social Sciences in Publizistik- und Kommunikationswissenschaften und Master of Arts in Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Momentan verwaltet Claudia Eugster das Weiterbildungsprogramm 'CAS in Unternehmensführung' der Executive Education der Universität Zürich. Außerdem ist sie als Journalistin für die Zeitung 'Bodensee Nachrichten' der Swiss Regiomedia AG tätig.



✶ Ursula Schachschneider

Theresa Bouvardien

Das ist der Weg – und der Weg ist nicht immer schön

Unterwegs auf dem Camino del Norte –Teil 2

Es ist der 16. Tag auf dem Jakobsweg. Ich laufe von Comillas nach Llanes, 34 Kilometer. Meine Füße haben endlich den Widerstand aufgegeben und ich bin nun in der zweiten Phase des Jakobswegs angekommen – in der mentalen Phase. In dieser Phase beschäftigt man sich hauptsächlich mit seinem inneren Ballast. Wir kreuzen an diesem Morgen nach weniger als einem Kilometer ins Fürstentum Asturien. Ich bin mit zwei Deutschen unterwegs, die sich auf dem Camino Frances kennengelernt haben, wir laufen schon seit ein paar Tagen zusammen. Schon zwei spanische Provinzen haben wir mittlerweile durchquert, es sind nur noch 490,5 Kilometer nach Santiago. Anstelle der Straße wählen wir nun die längere Strecke direkt auf den Steilklippen, wo der Wind so laut in meinen Ohren rauscht, dass ich meine Gedanken nicht mehr hören kann. Erst recht nicht, was die anderen Pilger zu mir sagen, aber es ist auch nicht wichtig.



Das Wetter ist heute wie eine launische Katze, mal kommt die Sonne raus, kurz drauf nieselt es. Immer wenn ich mein türkisfarbenes Regencap überwerfe, hört es umgehend auf zu regnen. Auch das ist nicht wichtig. Das einzig Wichtige ist, zu laufen. Am Strand ziehe ich meine Schuhe aus und genieße das Gefühl des kalten, meerdurchtränkten Sandes unter meinen Fußsohlen und den weiten Blick über die rauen Wassermassen hier an der Küste. Stunden später und Kilometer weiter blicke ich von oben auf mein heutiges Ziel: Llanes. Die

Sonne bricht kurz durch die Wolken und wärmt mich trotz des straffen Windes einen klitzekleinen Moment, wie eine Umarmung kurz vor einem Abschied. Dann bricht der Himmel auf und es regnet in Strömen. Es regnet so sehr, dass es sich anfühlt als würde man komplett angekleidet unter einer Regendusche mit ordentlichem Wasserdruck stehen. Ich verfluche meine Entscheidung, den längeren „richtigen“ Jakobsweg und nicht die Abkürzung über die Straße genommen zu haben. Jetzt hechte ich in strömendem Regen den Berg hoch und runter und entferne mich zu meiner grenzenlosen Frustration nochmal etwas von Llanes, während ich von oben wehmütig zusehe, wie die Straße den direkten Weg zur Stadt beschreibt. Schritt, Schritt, Schritt, Schritt, Schritt. Ich sehe nichts außer meinen Füßen auf dem Boden, die den Pfützen von selbst auszuweichen scheinen, bis es keinen Sinn mehr hat, weil meine Füße sowieso klitschnass sind. Laufen ist jetzt ein Automatismus. Und so dauert es nicht lang, bis ich als türkisfarbener Quasimodo durch die Kleinstadt eile, die Kapuze so zugezogen, dass ich nichts sehen kann außer den gelben Pfeilen und blauen Muscheln, die mir seit ein paar hundert Kilometern schon den Weg weisen. Und dabei denke ich immer wieder: Warum passt das Wetter eigentlich immer so gut zu meiner Stimmung?

Aber jeder Tag ist anders. Schon am nächsten lasse ich mir Zeit, die wohl liebrendsten Kühe Spaniens mit ihren Kälbern zu fotografieren und genieße es, alleine meinen Weg zu beschreiten. An diesem Abend bin ich dann in Rosas kleinem Gartenhaus in Piñeres untergebracht. Ich hatte mich auf einen Abend allein eingestellt, aber zwei berentete Spanier, die ich schon vor ein paar Tagen am Wegesrand pausieren sah, erwarten mich bereits und begrüßen mich fröhlich. Sie laufen Jahr für Jahr einen Jakobsweg nach dem nächsten, weil es für die körperliche und seelische Gesundheit

gut sei und weil der Camino ihr Leben ist. Miguel hat als Gastarbeiter vor vielen Jahren in Tübingen im Straßenbau gearbeitet und gesteht mir, dass er seither die deutschen Kirchenglocken vermisst, die einfach schöner seien als die spanischen und ich bewundere die Resilienz dieses alten, weisen Mannes.

So ziehen die Tage vorbei oder ich an den Tagen, so genau kann man das nicht sagen. Das Wetter ist aprillig, die Sonne scheint, dann regnet es, dann hagelt es, dann scheint die Sonne. Mal hat es morgens null Grad, mal zehn. Manchmal fühlt sich der Wind so eisblau an wie die stürmische See oben von den Klippen aussieht. Ich wusste nicht, dass ich hier alleine sein muss, war ich doch so viel allein zuvor. Aber ich möchte mit meinen Gedanken allein sein, ihnen nachgehen wie den gelben Pfeilen, jeden einzelnen fühlen, ankommen, aushalten. Auch mit den Tieren möchte ich kommunizieren, das kommt zu Hause in der Stadt zu kurz. Ich spreche mit ihnen, ich füttere und streichele sie. All das passiert, während ich einen Fuß nach dem anderen auf jahrhundertealtes Pflaster setze, wie schon tausende Füße vor mir. Die Stimmung auf dem Weg ist freundlich und gesellig. Man grüßt hier einfach jeden, dem man begegnet, Pilger und Einheimische. Es fühlt sich an, als wäre man Teil des Dorfes, das Pilgern gehört hier so sehr zum Ort dazu, dass man zu einem Dorfbewohner wird, während man hindurch läuft. Oft winkt jemand ungefragt aus einem Fenster oder hinter einem Zaun in die richtige Richtung, wenn sich mal kein Wegweiser findet. In so einem kleinen, bunten Weiler namens Berbes, stehe ich plötzlich vor einer Wand aus Schildern, auf denen Orte aus der ganzen Welt stehen. Eine Ode an die Herkunft, hier haben sich Pilger verewigt, kein Zweifel. Ergriffen bleibe ich stehen und versuche zu begreifen, wie viele Menschen aus aller Herren Länder hier schon vor mir vorbeigestreift sind. Im echten Leben, in dem anderen, da denkt man nie darüber nach, wer vor einem denselben Weg gegangen ist. Man geht einfach und vergisst schnell, dass man nicht allein ist in dieser Welt. Als mich hinter dem Zaun eine Stimme fragt, ob ich mich nicht auch auf einem Schild verewigen

möchte, kann ich nicht Nein sagen. Das Schild ist ein Symbol, mehr als ein „Ich war hier“, es ist eine Erinnerung daran, dass vor mir andere da waren und nach mir andere kommen werden. Der Mann hängt das Schild noch nass auf, die Schrift verläuft in dicken Farbtropfen in Richtung Erdboden. Es ist ein großer Moment, wie es sie nur hier auf dem Jakobsweg gibt. Es ist so ein Moment, in dem man fühlt, wie schön die Welt sein könnte, wenn wir nur alle immer so miteinander umgehen würden, als wären wir eben keine Fremden. Wir umarmen uns zum Abschied, dann zieht es mich weiter.



Dann wieder so ein Tag. Erst Regen, dann folgt ein Regenbogen und schließlich mündet der Tag in strahlend blauem Himmel und Sonnenschein, sodass ich augenblicklich einen Sonnenbrand bekomme und die Luft vor Hitze über dem Asphalt flirrt. Ich treffe

die drei Engländerinnen und wir plauschen, wie man das auf dem Jakobsweg eben tut. Und wo sind eigentlich die Kanadier geblieben? Wir kennen uns, auch ohne uns zu kennen. Man sieht sich, man grüßt, man wechselt ein paar Worte. „Buen Camino“ ist der Pilgergruß, er wird gleichermaßen für Begrüßung und Abschied verwendet. Es bedeutet „guten Weg“. Ich finde es immer wieder schön, sich gegenseitig einen guten Weg zu wünschen und nehme mir vor, diesen Gruß mit in den Alltag zu nehmen. Und so schenken mir die einfühlsamen Spanier mit einem herzlichen „Buen Camino“ zum Abschied bedeutungsschwanger drei Erdbeeren, ein Taschenmesser und einen Rest Voltaren für meinen Fuß, in dem ich jetzt einen seltsamen Knoten habe. Es sind jetzt nur noch 355 Kilometer. In dem schönen alten Städtchen Villaviciosa gibt es eine geöffnete Kirche und endlich (!) ein Restaurant, wo man mir schon um 17 Uhr ein Abendessen serviert. Ich trinke einen Tinto de Verano in der Sonne und strecke die Beine von mir. Kurz vor dem Ankommen

hatten sich meine Füße mal wieder so angefühlt, als ob meine Schuhe mit Blut gefüllt wären. Die letzten paar hundert Meter sind einfach immer die härtesten und die Füße tun einfach immer weh am Ende des Tages, egal wie kurz oder lang die Etappe war. Sitzen, das ist ein großer Luxus, eine unbeschreibliche Wohltat, einer dieser Genüsse, die man zu Hause nicht mehr wahrnimmt. Was will man mehr? Das Leben kann so einfach sein. Am nächsten Morgen ziehe ich wie immer ohne Frühstück los, nun den dritten Tag in Folge im Regen. Der Himmel hängt so tief, dass ich Angst habe, dass er mir bald auf den Kopf fallen wird. Zwei massive Anstiege liegen vor mir und ich freue mich auf ein Pausenbrot oben auf dem Gipfel des ersten Berges, aber oben angekommen fegt mich dichter Hagel schnell wieder ins Tal.

Immerhin treffe ich einen Kolumbianer im nächsten Restaurant, wo wir uns gemeinsam gigantische Sandwiches einverleiben. Es hilft aber alles nix, am Nachmittag mit Füßen voller Blasen vom tagelangen Laufen in nassen Schuhen und mittlerweile zwei der unerklärlichen Knoten in der linken Fußsohle, steige ich schlechtgelaunt für die letzten 5 Kilometer des Tages in den Bus, der in die Innenstadt von Gijón fährt, um mich von meiner Tortur zu erlösen. Ich muss mir nichts mehr beweisen. Dies soll schließlich auch ein Weg der Selbstfürsorge sein. Trotzdem habe ich ein schlechtes Gewissen. Aber was tut mir gut? Wer urteilt über mich außer mir? Gott?? Willkommen in der dritten und letzten Phase des Jakobsweges, der spirituellen Phase. Bald spielen alle körperlichen und mentalen Beschwerden endgültig keine Rolle mehr, es gibt nur



noch den Weg und das Universum drum herum. Die Sonne scheint, der Himmel strahlt sein schönstes Himmelblau und es riecht nach Frühling, Meer und frisch gemähtem Gras. Auf dem Weg entlang des Meeres finde ich nun alles, absolut alles, schön. Pflanzen, Tiere, Städte, Menschen. Ich schieße 600 Nahaufnahmen von Blüten in sämtlichen Farben und Formen und fotografiere auch die überwältigend schöne weiße Rauchwolke, die aus einem Industrieschornstein bei Navia aufsteigt. Die Welt ist sehr schön, wenn man nur hinsieht.



An jedem noch so hässlichen Straßenrand stehen mindestens ein paar kleine Gänseblümchen. Jede Schnecke erkenne ich als ein wunderbares Mysterium der Natur. Ich trage wieder ein paar von ihnen über die Straße, wie schon vor ein paar Tagen, als ich mit dem

Finnen unterwegs war, und fühle, dass ich ein paar Leben gerettet habe. Die Erde ist so schön! Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zuletzt einen Tag so genossen habe. Zwischendurch lege ich mich für die Pause auf eine Wiese oder esse ein Eis in der Sonne. Diese absolute Freiheit, das ist der Jakobsweg für mich. Ich atme dieses Gefühl in vollen Zügen ein und lasse mich treiben. Angekommen in Tapia, bin ich von der wunderschönen Küstenkleinstadt so überwältigt, dass ich trotz schmerzender Fußballen noch einen Rundgang durch die Stadt mache, entlang der Rosamunde-Pilcher-Szenerie aus mit rosafarbenen Blumenmeeren überzogener Steilküste und einem Sonnenuntergang, bevor ich den Tag bei einem Glas Tinto ausklingen lasse. Morgen schon überquere ich die Brücke nach Galicien und muss Abschied nehmen vom wunderschönen Asturien.

✗ **Theresa Emily Bouvardien** wurde 1985 in Greifswald geboren, wuchs in einem kleinen Dorf in der Nähe von Dresden auf und studierte später Jura in Heidelberg. Schon immer trieb es sie in die Welt hinaus, mit 16 ging sie das erste Mal ins Ausland. Sie lebte in Namibia, China, Indien und den USA und betreibt heute den Reiseblog www.dreamtravelstories.com. Sie lebt und arbeitet in Köln.

Dr. Annette Rümmele

Machen Sie mit!

Warum ich seit Jahren ehrenamtlich im Team der **eXperimenta** mitarbeite?

Weil es mir große Freude bereitet, an einem Projekt mitzuwirken, das in dieser Form nahezu einmalig ist.

Einmalig?

Wir sind seit 20 Jahren unabhängig – das bedeutet, keine Werbung im Heft, keine Sponsorinnen und Sponsoren mit Ansprüchen an die Texte oder Werke.

Wir Redakteurinnen und Redakteure sind individuell – das bedeutet, wir agieren auf unterschiedlichen künstlerischen Feldern, suchen und finden immer wieder unbekannte Autorinnen und Autoren, bildende Künstlerinnen und Künstler, die uns ihre Werke zur Verfügung stellen.

Wir bieten eine reiche Palette innovativer Projekte aus den Bereichen moderner Kunst, aktueller Literatur, Poesie und Fotografie.

Und – wir sind kostenlos – ob mit oder ohne Geld im Portemonnaie, jeder, der möchte, kann Zugang zu unseren aktuellen Projekten finden.

Ohne uns wäre die Kunst- und Literaturwelt wieder um ein unabhängiges Medium ärmer.

Ich spende einen pekuniären Obolus, damit Sie uns weiterhin lesen, begutachten und kritisieren können.

Machen Sie mit!

Damit wir weiterhin mit unseren Visionen für eine lebenswerte Welt arbeiten können, bitten wir um Ihre Spende:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Mainzer Volksbank

Verwendungszweck: eXperimenta

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55

Mit herzlichen Grüßen und Dank für Ihre Spende
Ihre Annette Rümmele



Rüdiger Heins

Dichtung in Zeiten von Corona

Rezension über „KRAUT UND RÜBEN“ von Claudia Freund

Dass Dichtung in Zeiten von Corona, Krieg in der Ukraine und den Aufständen in der islamischen Republik Iran möglich ist, beweist die Dichterin Claudia Freund mit ihrem Lyrikband „Kraut und Rüben“ einmal mehr! Adornos Zitat „Ist Dichtung nach Auschwitz noch möglich?“ widerlegt die aus Lambrecht in der Pfalz stammende Dichterin mit Bravour! Mit „Kraut und Rüben“ legt Claudia Freund ihren Debut-Lyrikband bei EDITION MAYA vor. Mit feiner Feder und dem poetischen Fingerspitzengefühl bildet sie aus einzelnen Worten lyrische Verse, die in ihrer sprachlichen Komposition einem Klangerlebnis gleichkommen, das in seiner virtuosen Gestaltung einer Feuerwerksmusik nach händelschem Vorbild um nichts nachsteht.

Dabei macht sie vor keinen sozialkritischen Themen Halt. Vielmehr bedient sie die Ereignisse des Weltgeschehens Nonchalance mit raffiniert gebildeten Versen, die anmahnen, was anzumahnen ist.

Shoah / Am Abgrund / der Menschheit / musstet ihr stehen

Einen besonders herausragenden Stellenwert nehmen die positiven Signale von Claudia Freunds Dichtung ein. Sie macht in ihren Lyrikulissen Hoffnung auf eine gute, eine neue Zukunft:

Gipfelglück / ... / Schritt / für / Schritt

Auffallend ist auch die Architektonik des Debütlyrikbandes. In moderner, ungewohnter Form inszeniert die Lambrechter Dichterin ihre Sprachkompositionen, die das Lesen ihrer Gedichte zu einem Hochgenuss machen: Lesen – fühlen – sehen.

Der Gedichtband von Claudia Freund verdient das Prädikat „besonders wertvoll“. Und er ist als Weihnachtsgeschenk eine echte Überraschung!



KRAUT UND RÜBEN

Claudia Freund
Hardcover mit Schutzumschlag und
Fadenheftbindung,
123 Seiten, 20 €
EDITION MAYA
ISBN: 978-3-930758-74-6

Im Buchhandel erhältlich!

Daniela M. Ziegler

Das verschwundene Jesuskind

Als die kürzlich Zugezogene in der Vorweihnachtszeit die R'bacher Johanneskirche betritt, ist da schon die Frau, die alljährlich die Krippe aufbaut und gerade dabei ist, Ochs und Esel, Schafe und Hirten aufzustellen. Das heißt, viel ist von ihr nicht zu sehen, praktisch nur ihr Hinterteil und ungeduldig arbeitende Arme zu ihren Körperseiten, und obwohl sie im Altarraum hinter der Balustrade steht und der Eintretenden ihre Rückseite zukehrt, scheint sie auch das leiseste Geräusch hören zu können und fängt aus diesem Grund sofort zu reden an, ohne sich zu der Person umzudrehen, die sich durch Zufallen der Glastür und leise Schritte bemerkbar gemacht hat.

"Wieso bleibt der denn nicht stehen, wo er soll? Ist das eine Bein zu kurz oder zu lang? Na also, es geht doch. Warum nicht gleich ..."

Die Zugezogene, die sich eigentlich am Altar zu stiller Einkehr hat niederlassen wollen, nun aber unschlüssig ist, ob sie nicht später kommen soll, denkt sich:

"Wie kann man in einer Kirche nur so laut sein? Wie grob sie den schönen Engel der Verkündigung anfasst, das kann einem den Schweiß auf die Stirn treiben! Hat sie überhaupt keinen Respekt vor den feinen Figuren? Sehen wie Puppen aus, mit einem Innenleben aus Draht, sind aber doch viel mehr als das und müssen sich nun biegsam-nachgiebig solch groben Hantierungen beugen: der sanfte Josef, die schöne zarte Maria, die ernsten bärtigen Hirten, die süßen wolligen Schafe, der aufmerksame Hirtenhund, die majestätischen heiligen drei Könige, die hochmütig schauenden Kamele, alle respektabel in echte Stoffgewänder gekleidet; echte kleine Personen! Da! Einige davon liegen auf der Kirchenbank nebeneinander, wie hingeworfen!, einer sogar bäuchlings auf dem Gesicht; sogar das Jesuskind liegt hier ..."

Die Frau hat recht: Die Figuren sind einzigartig schön! Köpfe, Hände und Füße sind aus Holz geschnitzt und fein bemalt, der übrige Körper aus einem Drahtgerüst, gepolstert mit Schafwolle, und darüber ist hautfarbenes Trikot gespannt. Vor den heiligen Figuren der christlichen Weihnacht empfindet die Zugezogene tiefste Ehrfurcht; niemals hätte sie sie so respektlos auf die Bank gelegt, einen sogar bäuchlings? Wer ist es? Doch nicht Josef! Nein. Einer der Hirten. Aber trotzdem. So was geht doch nicht. Wäre man in der Antike mit Götterbildern so umgegangen? Niemals. Die Heiden hatten Respekt vor ihren Gottheiten! Einen Heidenrespekt eben. Leise und vorsichtig setzt sie sich auf die Bank neben die hingeworfenen heiligen Personen, um sie zu betrachten. Während sie so sitzt, bellt die Krippenbeauftragte:

"Nicht anfassen! Wenn der Pfarrer das erfährt, kriege ICH den Ärger! Wehe, Sie fassen was an! Seit Jahren mache ich das hier, ach was, seit JahrZEHNTEN! Pfarrer Lorenz hat absolutes Vertrauen in mich. Jedes Jahr mache ich die Krippe und jedes Jahr ein bisschen anders. Mal ist der Engel links von der Krippe, mal rechts, mal gehen die Könige hintereinander, mal nebeneinander. Ich lass mir immer was einfallen, und das Moos sammle ich selber im Wald. Weiß Gott, welche Mühe mir das macht mit meinen Knien. Bin ja auch nicht mehr die Jüngste. Aber irgendwer muss es ja tun. Und dreinreden lasse ich mir nicht, da der Pfarrer immer so zufrieden mit mir ist und keine andere sich die Arbeit machen will ..."

Von vorne lässt sich die Krippenbeauftragte auf Lebenszeit nicht blicken, immer noch sieht man vor allem ihre Rückseite, und fuchtelnde Arme zeugen von ihrer Emsigkeit. Die kürzlich Zugezogene denkt: "Kein Wunder, dass sie die Arbeit an der Krippe alleine machen muss ..."

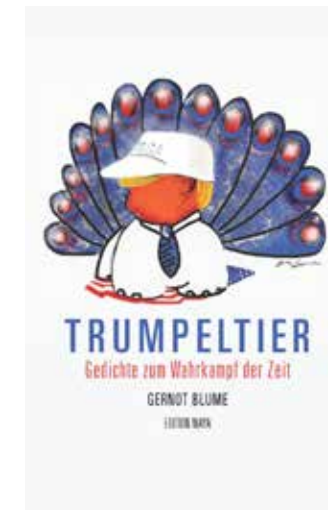
Behutsam ergreift sie das Jesuskind und hält es sanft und warm in ihrer Hand geborgen. Wie holdselig es sie anlächelt. Kein Neugeborenes mehr, sondern schon ein Kind mit offenen und erkennenden Augen. Immerhin hat es eine Windel an, wenn auch kein Hemdchen. Hoffentlich friert es nicht. Die wenigsten Jesuskinder in den Krippen tragen ein Hemdchen oder sind gar mit einem Schaffell zugedeckt. Kurzerhand nimmt die Frau das Jesuskind unter ihren warmen Schal und geht still davon. Wie durch ein Wunder sind ihre Schritte nicht zu hören, und sogar die Glastür schließt sich lautlos!

Zuhause näht sie dem lächelnden kleinen Jesus ein Hemdchen mit langen Ärmeln und nimmt einer ihrer Puppen die Söckchen weg, um sie ihm anzuziehen. Dann breitet sie zwischen ihren treuherzigen Steiff-Tieren ein weiches Bettchen mit molliger Decke für das Jesuskind aus, wo es fortan nicht nur zwischen Ochs und Esel, sondern auch mit einem Teil von Noahs Tieren wohnt, um seine Retterin jedes Mal holdselig anzulächeln, wenn sie das Zimmer betritt. Geklaut, unrechtmäßig an sich genommen, gestohlen, entwendet. Gerettet!

Dass das Jesuskind aus der R'bacher St-Johannes-Krippe am hellen lichten Tag plötzlich verschwunden ist und auch intensives Suchen der gesamten Gemeinde unter allen Bänken in sämtlichen Winkeln nichts gebracht hat, steht bald nicht

nur im Kirchenblättchen, sondern auch in der Tageszeitung. Es ist der Skandal aller Skandale. Wer tut so was. Dringend appelliert man an Finder oder Finderin, den Jesus doch zurückzugeben, auch gerne anonym, sie oder er würde nichts zu befürchten haben. Aber alle Bitten und wenn sie noch so nachdrücklich klingen, fruchten nichts. Das Jesuskind ist und bleibt verschwunden. Die Krippenbeauftragte kommt aus dem Lamentieren nicht mehr heraus. "Eine Vertrauensstellung hatte ich, nun kann ich Pfarrer Lorenz nicht mehr in die Augen sehen. Ich bin unmöglich gemacht, man wird mir die Schuld geben. Dabei passe ich immer so auf, Pfarrer Lorenz weiß das. Man hat mir einen üblen Streich gespielt. Was hab ich nur getan, dass man mir so was antut."

Von alldem bekommt die Zugezogene nichts mit, denn sie liest keinerlei Art von Zeitung; für sie sind Tageszeitungen Revolverblätter, die niedere Instinkte bedienen, nichts weiter. Tagtäglich lächelt ihr das Jesuskind holdselig zu, mit erkennenden Augen, wobei sein Säuglingshändchen, ein bisschen gepolstert um das winzige Handgelenk, bereits zur Segenshand erhoben zu sein scheint. Haucht es nicht manchmal ein leises "Danke" durch sein geschlossenes Mündchen, und schauen ihre wohlmeinenden Steiff-Tiere, die es bewachen und behüten, nicht noch wohlmeinender als vorher? Sicherlich tun sie dies. Und wenn sie



nicht gestorben sind, so leben sie noch heute. Alle miteinander in schönster Eintracht und heilster Welt!

Doch halt! Vielleicht geht die Geschichte weiter!
Nämlich so, dass Jahr um Jahr weitere Figuren der
schönen R'bacher Krippe eine nach der anderen
auf Nimmerwiedersehen verschwinden: nach dem
Jesuskind die Muttergottes, dann der treue Josef
und nach und nach die Hirten, Ochs, Esel und die
Schäfchen gleich als Herde, sodann der Engel der
Verkündigung, die hochmütigen Kamele und mit

ihnen die Könige aus dem Morgenlande, sodass am Ende nur noch der Stall mit der Krippe übrig bleibt, ein goldener Stern, das Moos aus dem Wald, sonst nichts ...

Aber ich glaube, das lassen wir lieber ...

✖ **Daniela M. Ziegler**, geb. in Heidelberg, studierte über den 2. Bildungsweg Klassische Archäologie, begann während ihrer Dissertation (über röm. Frauenfrisuren) Prosa zu schreiben, publizierte den Roman "Marc Aurel oder Die Reise nach Kanada", und im Anschluss eine Reihe Prosastücke auf Hochdeutsch (PhoBi, München; Drecksack, Berlin u.a.) sowie auf Kurpfälzisch (Unser Land, Heidelberg). Lebt auf dem Lande.



✕ Ursula Schachschneider

Erich Pfefferlen

Weihnachten

Endlich Weihnacht

Ein		Oh, Tannenbaum
Zwei	Uhr	

Ein Cembalo
hackt

Ein Verrückter spielt

Marschmusik

wachsende Spannung

Im Keller wird
geschlagen

Orgelfortissimo

Triangeldreiklang

Pianissimo-Konzert

Stille

weihnachten

alle Jahre wieder
verpasst
neue brillengläser

richtig
krücken
brauche sie
noch

immer
ein grund

zum feiern

- ✖ **Erich Pfefferlen**, freier Schriftsteller: Kurzprosaist, Essayist und vor allem Lyriker; Herausgeber; Redakteur der **experimenta**; zahlreiche Publikationen; mehrere Preise und Auszeichnungen (Wikipedia).

INTA-Meditationswochenende

Tu etwas, wovon Du Dein Leben lang geträumt hast

... und Du wirst etwas erleben, wovon Du Dir nichts hast träumen lassen.

Im geschützten Raum der Meditation und im Vertrauen auf unsere inneren Möglichkeiten werden wir gemeinsam unsere Lebensträume entdecken, sie auferstehen lassen, wollen sie nähren und befreien, damit sie in unserem Leben Wirklichkeit werden können.

Diese neue Klarheit schenkt Lebenskraft und Lebensfreude.

Die **INTA-Meditation** ist ein in jahrtausendealter Tradition gewachsener Weg, mich selbst zu finden in einem geschützten Raum der vertrauensvollen Begegnung mit anderen Menschen. In der achtsamen Begegnung mit Dir finde ich auch zu mir. So ist INTA ein Weg zu Selbstvertrauen und lebendigen Beziehungen.

Meditationswochenende zum Jahresbeginn im Bildungshaus Kloster St. Ulrich bei Freiburg

Termin: 7. – 9.1.2022, Fr 18 – So 14 Uhr

Leitung: Helga Sprenger, Peter Herrmann

Teilnahmegebühr: Euro 195,- zzgl. VP 170,- im EZ (Du/WC)

Infos und Anmeldung:

www.INTA-Meditation.de / Tel. +49(0)761-21 70 555

E-Mail: HelgaSprenger@INTA-Meditation.de



Avy Gdańsk

V n t e r m a l v n g

Jesus schaut mich nicht an. Ich will ihm auch nicht in die Augen sehen, während ich ihm Corpsepaint aufmale.

Es ist noch vor Sonnenaufgang, hinter den Tannenspitzen wird Schwarz zu Grau. Du trägst mich auf den Schultern, unbeweglich, damit ich die Schminke mit dem Pinsel auftragen kann. Die weiße Grundierung zuerst, dann die tiefschwarzen Details. Wie du damals in der Grundschule: immer Schwarz auf Weiß, ein Buntstiftverächter. Als die Lehrerin dir andere Töne schönreden wollte, erwidertest du trocken, mehr Farben gäbe es nicht. Und heute glaube ich, du hattest recht – dieses Dorf ist nur eine Schraffur.

Ein unwirkliches Schimmern erhebt sich von dort, wo die Welt beginnt, rollt vom anderen Ende des Erdballs herauf, wirft sein rosa Leuchten selbst auf unseren kleinen Friedhof. Ich bin ab dem Nabel schwerelos, meine Beine schweben von deiner Schulter herab, meine Hände hängen am Kreuz: eine für den Halt, die andere zeichnet das Mal, die Gemarkung unseres Reviers.

Aus dem nahegelegenen Wald, dessen Tannearme sich über den Jägerzaun strecken, hüpfen Wintergoldhähnchen und sieht uns zu – schräger Kopf auf rundem Federpolster. Ich mag diese Vögel wegen ihrer verwegenen Frisuren: gelbe und orangefarbene Scheitelstreifen, Miniatur-Irokesenschnitte. Kleine Nadelwaldrebellin, die Farbe bekennen. Deine Ideen gehen immer noch etwas weiter: Sie könnten Kastanienhülsen als Nietenjacken tragen, Anarcho-Punk-Kugeln – dabei sind sie doch Diminutiv-Könige, wie ich dich erinnere, *Regulus regulus*.

Überhaupt, deine Ideen: kleine Bauchtaschen für Mistkäfer, damit sie nicht immer wieder strampelnd auf dem Rücken liegen bleiben. Ein Friseursalon für Gotteslästerer mit Namen *Hairetiker*. Dein Kater – schwarz natürlich – den du *Kätzer* nennst.

Kaum könnte man glauben, dass es deine Stimme

ist, die auf unseren Demotapes – *Demontapes* nennst du sie – so Unmenschliches schafft, dass du solch ein *enfant terrible* bist.

Als solches kippst du deinen Kopf nach hinten und schaut hoch zu mir, an diesem verlängerten Rückgrat entlang. *Bereit?*, fragst du, am Absinken meiner Arme erkennend, dass ich mein Werk getan habe. Ich nicke, und du reichst mir wortlos das Messer. Wir sind mit einer auffälligen Farbe gefüllt, einer Signal- und Warnfarbe, und wenn wir sie versprühen, taucht sich das Dorf in unsere Körpertöne, gehorcht unsrer Lebendigkeit.

Ich ziehe die Klinge über den Finger und schüttele ihn, um Jesu Angesicht mit ein paar roten Sprenkeln zu benetzen. *Für euch und für alle vergossen...* Aber das ist eher dein Terrain, sich als Erlöser zu erproben.

Du lässt mich von deinen Schultern herab, nur dank deiner Gnade bin ich so hoch gestiegen, aber mein Platz ist an deiner Seite, auf Augenhöhe. Du nimmst meinen verwundeten Finger und malst mit dem Rinnsal unser Zeichen auf das Holz der Bank. Die letzten Tropfen auf deinen Mund, blutiger Lipgloss, ehe du die Kamera auspackst.

Du zoomst an das herabgesenkte Antlitz des Messias, das aus keinem Winkel Blickkontakt zulässt. Der Moment, in dem er vollkommen allein war, ein *Mensch* eben – das ist offenbar der Moment, den die Leute am liebsten sehen, der ihnen am meisten bedeutet.

Durch meine Bemalung ist er nun verwandelt, er ist Teil unserer Gruppe, ein neues Bandmitglied. Wir stellen uns vor ihm auf, wieder knipst du, Aufnahmen eines ausgestoßenen Trios. Schwarz-weiße Gesichter, hier und da ein paar Akzente, rote Wundentupfer. Er passt so gut ins Bild, er könnte sich bei uns hinters Schlagzeug setzen – bisher haben wir nur einen Drumcomputer namens Prof. Perdition.

Es wird heller hinter den Wipfeln. Bald müssen

wir gehen, dann kommen die ersten, um sich bei der Grabpflege sehen zu lassen. Was werden sie zu ihrem Heiland sagen, wenn sie ihn so sehen? Sein Seitenwechsel ist ein größerer Schlag gegen sie als all unsere bisherigen Cover von brennenden Gesangbüchern oder Päpsten auf dem Scheiterhaufen. Damals benutzten wir noch andere Pseudonyme, und nach den blasphemischen Künstlernamen der ersten Stunde wurden du und ich zu *Zosimos* und *Theosebeia*. Auch diese Namen haben wir mittlerweile abgelegt. Heute interessieren uns Figuren wie Melek Taus, aber wir sind keine Nachahmer mehr. Wir schaffen uns eigene Alter Egos, schöpfen unsere eigene Mythologie mit ihren eigenen Symbolen. *No gods, no masters and no fucking idols either*, steht jetzt in den Info-Leaflets unserer Demos. Es gehört zu unseren festen Grundsätzen, auf Helden zu verzichten. Autodidakten-Kult, DIY-Kult. Ein Kult wie alle vor ihm, denn die ganze Welt wuchs schon immer aus dem Ich. Das ist die Einsamkeit, der Mensch schießt über sich hinaus, verdoppelt Wunder, schließt Leerraum. Was mag die nächste Stufe sein, der Leere huldigen? Es geht immer weiter, solange wir atmen gibt es immer einen neuen Einfall, einen anderen Fokus, bis man vom Tod unterbrochen wird. Das *Danach* bleibt ein Geheimnis, das keiner wissen, allenfalls glauben kann – und es ist tröstlich, wie viele Jenseits da geglaubt werden, und wie alle Glaubensgruppen im Grunde gleich ahnungslos sind.

Als Kind wollte ich immer zum Teufel hochgehoben werden, der sich an der Kirchenwand unter Michaels Fuß wand, das Gesicht unheimlich verzerrt. Der Erzengel in künstlichen Farben, der Teufel holzdunkel, düster wie das Dorf. Ich gruselte mich und wollte ihn gleichzeitig trösten, spürte hier eine Ungerechtigkeit, die Erniedrigung durch jene, die in der Mehrzahl waren, die Macht auf ihrer Seite hatten. Seine kurzen Hörner die eines Ziegenböckchens, ein süßer Satan, der auch meinen Frust hinausschrie. Ich traute mich nie, ihn anzurühren, meinte aber, er fühle meinen stummen Pakt, wenngleich seine Augen zugekniffen und unzugänglich waren – er war, wie Christus, allein.

Beide taten mir leid, und zu der Zeit rechnete ich damit, beide einmal zu treffen, aber letztlich in der Unterwelt zu enden.

Die Höllenobsession lockerte sich bei uns beiden über die Jahre, doch dein messianischer Komplex blieb. Ich war dir Gefolge, ein Zuhörer für deine Predigten, bis ich diese Rolle selbst durchbrach. Es war ein Abend im Proberaum, bei dem es plötzlich mit mir durchging, eine Zeile erhob sich unter meiner Zunge und ich bellte sie hinaus über deinen eigenen gefauchten Text. Diese ungekannte Ekstase im gleichzeitigen Ausbruch von Gesang und Gitarrenspiel, ich brach erschöpft zusammen, wusste nicht, was mit mir passiert war. Als wäre ich besessen gewesen, hätte eine fremde Macht von mir Besitz ergriffen. Du wusstest lange vor mir, dass diese fremde Macht mein Selbst gewesen war, und wir hatten einen infernalischen Krach, bei dem du das alte Aufnahmegerät zertrümmertest. Sechs Monate lang machten wir keine Musik mehr zusammen, bis du unangekündigt vor meiner Tür standst, verwundbar vor meinen Augen, geschwächt vom Dasein, aber vor allem von der Einsamkeit, und ich dir Vergebung schenkte. Seit der frühen Schulzeit gehen wir schon einen Weg zusammen, einen Leidensweg. An unserem Kopfende begann der Himmel, stützte sich auf unsere Körper wie Säulen, schwer und bedrückend, und füllte unsre Häupter mit Wolken. Wie oft haben wir schon versucht, unsere Hände in Schuld zu waschen, aber Gott klebt immer noch an uns, ist hartnäckig, lässt sich nicht abschütteln. Hier im Dorf konnte man seinem tausendäugigen Blick nicht entkommen, in der Kirche, der Schule, zu Hause, *Gott sieht alles*. Ein Handlanger der Autoritäten, der die Räume, in die sie nicht reichten, mit seiner Tyrannei ausfüllte. *Da wird der liebe Gott aber böse*, ein Mittel für alle, die zu faul für Erziehungsarbeit waren oder sich nicht zu helfen wussten. Der leichteste Weg der Unterjochung. Ja, *Gott*, eine schöne Erfindung der Mächtigen, um Gehorsam zu erzwingen, um ihre Positionen zu legitimieren. Unser Erwachen begann erst in der katholischen Schule, wo uns das Denken aberzogen werden sollte – aber unser Retter hatte uns längst gefunden, und

er hieß *Heavy Metal*. Für unser Schwarztragen und unsere kritischen Fragen wurden wir bestraft – kein Englandaustausch für die Skeptiker! Aber all dies bestärkte uns in unserem Widerstand, und ähnlich wie die Musik immer extremer wurde, ersannen auch wir immer neue Methoden, uns Gott auszutreiben. *Endlich bin ich Gott los!*, hörte ich dich eines nachts jubeln, als wir unser eigenes Schöpferpotenzial zu erkunden begannen – ich an der Gitarre, du an Bass und Mikrofon. Eine Freiheit befahl uns, und ihr Befehl war der einzige, dem wir fortan gehorchen würden. Wir unterwarfen die Umwelt unserer Deutungshoheit – die Tannen und der Pfuhl, die Häuser, die Straßen, die Nacht, alles bekam eine neue Geschichte, ein neues Gesicht. Auch wir selbst. Obwohl wir durch viele Formen schritten, schien *Nihil* nie ein Ziel, wir waren zu ekstasebegabt, zu bedeutungshungrig, empfindsam, erfüllbar. Wir erfuhren die Grenzen, schabten an ihnen, und einige Male brachen wir durch. Zogen das pochende Gewebe der Laute über, entgingen der Welt. Wandlung: Mein Fleisch und dein Wort, eins aß das andere, genas daran, vergaß seine Beschaffenheit, die im Sterben begriffene Form. Mit aller Macht taten und erlebten wir, und *wurden* gelebt, und *wurden* getan. Da gab es einen Austausch, Kräfte wurden freigesetzt, die unsere eigenen überstiegen. Wir rauschten durch Haut und Äther, ein Sinn führte zum andern, ein Ort zum nächsten, wir ergaben uns. *Gefäße* hieß das Album, auf dem wir diese sinnlichen und übersinnlichen Erfahrungen vertonten, unser Eingebundensein in den Kosmos, alles war ein Blatt in einem großen Buch. Eigentlich, dachten wir plötzlich, war der Glaube an ein *Dahinter* nichts, was wir ablehnten. Die Zusammenhänge zu erkunden, die Fäden, die alles mit allem verknüpften, das erschien uns wünschenswert und zwingend, und jeder Augenblick, in dem sich Gedanken und Wahrnehmung kreuzten, überfüllte uns mit *Seligkeit* – ob

Glückseligkeit oder Armseligkeit, das alles lief doch zusammen, nur die Endsilben zählten. Was wir ablehnten, war das Regelwerk der Religion und sein blindes Befolgen, die Heuchler und Missversther und jeden Versuch, so tröstlich und erfindungsreich er auch war, dem Großen Geschehen einen Namen zu geben. Mehr denn je suchten wir durch unsere Musik und Rituale die Entmenschlichung jeder Form zu erlangen, das *Darüberhinaus* zu fühlen. Dich interessierten ohnehin die Sphären der Nichtmenschen, der geschlechtsübergreifenden Wesen, und du tatest dein Bestes, auch im Erscheinungsbild solche Kategorien hinter dir zu lassen. Anders als damals bin ich jetzt dein Widerpart, ergänze dich als Gegenspieler, Anhänger. Denn jeder Messias braucht Jünger und Widersacher, die ihm ebenbürtig sind – du nanntest es *Ebenbürde*, und fügtest dich dieser. Wir gaben und geben uns einander hin, füreinander. Ein *ander*. Und doch auch *ein gleicher, ein selber*.

Mein frischer Glanz senkt trocknend sich in deine Lippenfurchen, du schmeckst mich und dein Mund erstarrt. Ich bin wahrhaftig, bin die Röte in deinem Gesicht, Schmuck und Geschmack und ein Tempel auf *Doc Martens*-Säulen. Du scheinst verwundert, verwundet, verwunden. Eine Stille legt sich um dein Lächeln, auf deinen Zähnen blitzt der neue Tag. Die Tannenränder färben sich, wir müssen los, Jesus bleibt zurück. Auf dem Kiesweg steigen wir ins Auto, es glänzt goldgrün wie ein Gebet. Darin fahren wir zum Weltbeginn, wo es Farben gibt zwischen den Farben, wo das Menschtum schmilzt, wo Wintergoldhähnchen randalieren.

✘ **Avy Gdańsk** ist 1991 vom Saturn gefallen und seither als dessen Botschafter unterwegs, lebt momentan in Wiesbaden oder Marburg und lektoriert im Verlagshaus Römerweg. Neben heimlicher und unheimlicher Tätigkeit im Bereich Invokation/Evokation hat Avy in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht, wurde 2020 mit dem Hans-Bernhard-Schiff-Preis ausgezeichnet und erlangte im Folgejahr den ersten Platz beim Grazer Wettbewerb »Wir sind lesenswert«.

Franziska Range

Herzensliebe

Das Herz der Liebe
Leuchte und Wärme Dich wo
Immer Du auch bist



* Franziska Range



* Franziska Range

Liebe
was für ein
Geschenk
Herzen werden warm
Kälte schmilzt
Frieden
in uns
zwischen uns
Liebe
was für ein
Geschenk

* **Franziska Range** (geb. Schmetz), 1976 in Köln geboren, arbeitet als Informatikerin. Seit 2014 erscheinen immer wieder Gedichte und Kurzgeschichten von ihr in der *experimenta*. Sie ist Redakteurin und Gestalterin der *experimenta* und darüber hinaus Verlagsleiterin bei EDITION MAYA. Im März 2017 erschien ihr erstes Buch „Seelenmomente“ im EDITION MAYA Verlag.

VISION DER LIEBE

Vom Klang der Zeit – Hildegard heute



Darstellerin:
Annette Artus

Gesang:
Martina Spies-Gehrig

Buch und Regie:
Rüdiger Heins

Sonntag, 18. Dezember 2022, 16:00 Uhr

**Protestantische Kirche zu
Alsenbrück (Winnweiler)**

Der Eintritt ist frei. Um eine Spende wird gebeten.

Prof. Dr. Mario Andreotti

Warum schreiben moderne Autorinnen und Autoren anders?

Lyrik und Roman als Spiegelungen unserer Zeit

Lesen wir einen modernen Roman, eine moderne Kurzgeschichte oder ein modernes Gedicht, so werden wir in unseren Leseerwartungen oftmals enttäuscht, weil diese Texte mit den überkommenen, uns vertrauten literarischen Formen und Normen z.T. radikal brechen. Aber warum ist das so? Warum schreiben moderne Autorinnen und Autoren, eine Elfriede Jelinek oder ein Durs Grünbein, ganz anders als etwa ein Gottfried Keller oder eine Annette von Droste-Hülshoff im 19. Jahrhundert, warum haben sie neue Formen und Techniken des Schreibens entwickelt? Um diese Frage einigermaßen befriedigend beantworten zu können, müssen wir zunächst einen Blick auf die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihren enormen Wandel seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts werfen. Dabei kann ich hier nur ein paar grobe Linien ziehen, muss ich vieles weglassen, was auch noch zu sagen wäre.

Auffallend zunächst, verehrte Leserinnen und Leser, der rasante Fortschritt in der Technik des 20. und 21. Jahrhunderts, der uns Menschen beinahe unbegrenzte Möglichkeiten bringt. Neue Verkehrs- und Kommunikationsmittel, wie etwa die Massenmedien und in unseren Tagen die digitalen Medien, führen zu einer zunehmenden Vernetzung der Welt. Die im ausgehenden 20. Jahrhundert einsetzende digitale Revolution, die auf dem technischen Wandel hin zu Computer und Internet basiert, hat eine sich rasch ausbreitende Digitalisierung der Gesellschaft zur Folge. Der Datenaustausch findet heute größtenteils digital, d.h. über die virtuelle Welt des Internets, statt, was erhebliche Veränderungen im gesellschaftlichen Umgang der Menschen miteinander bewirkt. Nutzer können über Chat-Dienste und soziale Netzwerke weltweit in Kontakt bleiben, ohne dass sie ihr Haus verlassen müssen.

Damit hat sich auch das Bewusstsein von Zeit und Raum, gegenüber früheren Jahrhunderten, vollkommen verändert. Wir fliegen heute in kürzerer Zeit von Zürich oder Frankfurt nach New York, als man zur Zeit der Postkutsche von Zürich nach Genf brauchte. Und Astronauten sind andere Menschen als die Offiziere der Freiheitskriege im 18. und 19. Jahrhundert. Ob heute alles besser oder schlechter geworden ist, gehört wohl zu den falsch gestellten Fragen. Sicher ist, dass alles anders geworden ist. Zwar ist heute Wahrheit immer noch Wahrheit, Liebe immer noch Liebe, eine Familie immer noch eine Familie, ein Beruf noch immer ein Beruf. Aber die Bedingungen für Wahrheit und Liebe, für Familie und Beruf haben sich stark verändert. Die gesamte Werthaltung des Menschen hat sich verschoben, ja aufgelöst, seitdem die beiden geistigen Ordnungsmächte Christentum und Humanismus, die unser Abendland begründet haben, als für *alle* verbindliche Werte mehr und mehr in Frage gestellt wurden.

Während sich der Mensch noch im bürgerlichen 19. Jahrhundert, trotz der einsetzenden Industrialisierung und mit ihr der Entstehung städtischer Ballungszentren, etwa in der Rolle des selbstständigen Unternehmers, als aktives und vor allem autonomes Individuum fühlen konnte, wird diese menschliche Autonomie seit den Anfängen des 20. Jahrhunderts, unter anderem seit dem Ersten Weltkrieg mit seiner verheerenden Zerstörung des Menschen durch den Menschen, zunehmend fragwürdig. Im Zusammenhang mit der Ausbreitung einer Massengesellschaft, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, erlebt sich der moderne Mensch als weitgehend identitätsloses, manipuliertes Mitglied einer anonymen Masse, fühlt er sein Ausgeliefertsein an die Technik, an die Übermacht

der materiell-ökonomischen Verhältnisse, an die gesellschaftlichen Bedingungen, an die bürokratischen Institutionen usw. usf. Damit verbindet sich ein Gefühl der Vereinzelung, ja des Verlusts der eigenen Individualität. Rationalisierung und Globalisierung der Wirtschaft, von der wir naiv geglaubt haben, sie bereite dem Siegeszug der Demokratie den Weg und die wir nun schon seit über dreißig Jahre erleben, tragen das Ihrige zu dieser Entwicklung bei: Sie führen zu einer zunehmenden Verknappung der Arbeit, machen den Menschen nach und nach überflüssig. Der Mensch wird, etwas drastisch ausgedrückt, immer mehr zum «Abfallprodukt» einer Gesellschaft, die vermeintlich, nutzlose Glieder einfach ausstößt. Das alte, seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert geltende anthropozentrische Weltbild, wonach der Mensch Mittelpunkt, Sinnmitte der Welt ist, scheint endgültig verabschiedet zu sein – ein Umstand, den schon der Philosoph Friedrich Nietzsche mit seiner These vom Tod des Menschen vorausgesehen hat.

Soweit ein paar Gedanken zum gewaltigen gesellschaftlichen Wandel im 20. und 21. Jahrhundert, die ich ganz bewusst etwas provokant formuliert habe. Dass die Literatur, die sich ja nicht irgendwo in einem zeitenthobenen Raum bewegt, auf diesen Wandel reagiert hat und noch immer reagiert, dürfte gerade heute, wo wir im Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine und einem neuen «kalten Krieg» von einer Zeitenwende sprechen, eigentlich selbstverständlich sein. Aber wie tut sie das, wie reagiert die Literatur, die wir in der Folge als «modern» bezeichnen, auf den gesellschaftlichen Wandel und mit ihm auf die Veränderung des Welt- und Menschenbildes im 20. und 21. Jahrhundert?

Fragen wir uns, was bei der Lektüre eines modernen Romans, beispielsweise von Max Frischs Tagebuchroman «Homo faber», den die allermeisten unter Ihnen sicher kennen, zuerst auffällt. Es ist seine gegenüber traditionellen Romanen veränderte Erzählweise, die darin besteht, dass nicht mehr chronologisch, in einem zeitlichen Nacheinander berichtet wird, sondern dass

vielmehr Vergangenes in Form von Rückblenden, Gegenwärtiges und Zukünftiges montageartig ineinander verwoben sind. Aber wozu diese diskontinuierliche, komplizierte Erzählweise, die uns Lesern Verständnisschwierigkeiten bereiten kann? Erinnern Sie sich, verehrte Anwesende, dass ich fast zu Beginn meines Vortrags gesagt habe, wir modernen Menschen hätten ein anderes Bewusstsein von Zeit und Raum als Menschen früherer Epochen. Spätestens seit Sigmund Freuds Psychoanalyse, nach der es so etwas wie eine Einheit des Bewusstseins nicht mehr gibt, wissen wir, dass weder unsere Wahrnehmungen noch unsere Gedankenfolgen kontinuierlich sind, dass wir die Wirklichkeit vielmehr in Partikeln, in zufälligen Bruchstücken wahrnehmen und in Sprüngen denken. Dabei vermischen sich Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges zu einer Art Gleich- und All-Zeitigkeit von Tun und Erinnern. Denken wir etwa an die Lektüre eines spannenden Krimis, wo das in der Vergangenheitsform erzählte Geschehen vor unserem geistigen Auge so abläuft, als ob es gegenwärtig wäre. Genau das macht auch der moderne Roman, wenn er die chronologische Zeitabfolge zugunsten eines Wechsels der Zeitebenen preisgibt. So wird in Max Frischs «Homo faber», um das Beispiel nochmals aufzunehmen, an einer bestimmten Stelle der Tod von Professor O mitgeteilt, um rund zwanzig Seiten später den Professor auf der Szene wieder lebend erscheinen zu lassen. Und so werden im gleichen Roman die zeitlich am weitesten zurückliegenden Ereignisse, etwa der Bericht über Hannas Jugend und ihr Schicksal nach der Trennung von Walter Faber, erst fast gegen den Schluss des Romans hin erzählt.

Nicht nur das Bewusstsein von Zeit und Raum, auch das Bild des Menschen hat sich, wie ich bereits angedeutet habe, in unserer Epoche verändert. Der moderne Mensch erscheint nicht mehr so sehr im Gewand der einmaligen, schicksalhaften Persönlichkeit, sondern vielmehr in dem des x-beliebigen Gemeinverbrauchers, der Dutzendfigur, die letztlich auswechselbar ist. Dieser Wandel des Menschenbildes hat weitreichende Folgen für die Gestaltung der

Figuren in modernen Texten. Sie bedeutet den Abschied vom herkömmlichen, weltüberlegenen Helden, vom großen Kerl, wie wir ihn etwa aus den Dramen eines Friedrich Schiller oder noch aus den Romanen eines Conrad Ferdinand Meyer kennen. An seine Stelle tritt der moderne Antiheld als eine an die nivellierenden Kollektivkräfte von Zeit und Gesellschaft weitgehend ausgelieferte und damit vollkommen entpersönlichte, häufig namenlose Figur. Erinnern Sie sich etwa an das bei Franz Kafka immer wiederkehrende Bild von der Welt als Gericht oder als einer gewaltigen Bürokratie, der sich die Figuren – ein Josef K., ein Landvermesser K., ein Karl Rossmann, ein Gregor Samsa – gnadenlos ausgeliefert sehen. Oder etwa an Elfriede Jelineks Roman «Die Liebhaberinnen», in dem die Figuren Heinz, Brigitte, Paula und Susi, trotz ihrer unterschiedlichen Lebensschicksale letztlich *alle* auf ihren Marktwert reduziert sind. Oder gar an Erzählungen von Felicitas Hoppe, in denen die Figuren so sehr verdinglicht und sich selbst entfremdet sind, dass sie völlig destruiert, gleichsam zu reinen Marionetten werden. Das erinnert uns nicht zuletzt ans absurde Theater eines Samuel Beckett, eines Eugène Ionesco oder eines Thomas Bernhard, in dem statt wirklicher Personen Marionetten in Menschengestalt auftreten. Ganz anders in Heftromanen und Fernsehserien: Da führt der grosse Kerl, unverkennbar zum Kitsch-, Tugend- oder Schlafzimmerheld degradiert, noch ein ungebrochenes Dasein.

Verehrte Leserinnen und Leser, nehmen wir an, ein Großvater erzähle seiner Enkelin ein Märchen, etwa das Märchen von Hänsel und Gretel. Wie geht er dabei vor? Um sich gewissermaßen auf die Ebene des Kindes zu begeben, verändert der Großvater seine Sprache, seine Stimme, seine Mimik und Gestik, d.h., er verwandelt sich in eine Art Kunstfigur. Eine solche Kunstfigur erfindet auch der Autor, wenn er uns Lesern eine Geschichte erzählt. Denn es ist im Grunde nicht der Autor selber, der uns die Geschichte erzählt, sondern eine von ihm geschaffene Figur, die wir den «Erzähler» nennen. Dieser Erzähler kann sich in einer Geschichte ganz verschieden manifestieren. In einem traditionellen

Roman – denken Sie beispielsweise an Jeremias Gotthelfs Roman «Geld und Geist» – lenkt er seine Figuren überlegen, von oben herab wie ein olympischer Gott seine Helden. Man bezeichnet diesen Erzähler, wegen seines vollkommenen Überblicks, als *auktorialen Erzähler* – mit einem Fachbegriff, den Sie sicher schon kennen. Hinter dem auktorialen Erzähler verbirgt sich ein festes, gesichertes Weltbild, der Glaube an eine überschaubare und deutbare Welt. Wo es dieses gesicherte Weltbild, wie in der Moderne, nicht mehr gibt, da hat auch der auktoriale Erzähler ausgedient. An seine Stelle tritt ein Erzähler, der hinter das Geschehen zurücktritt, der aus der beschränkten Optik einer Figur erzählt und der nicht mehr als seine Figuren weiß. Wir nennen ihn den *personalen Erzähler*. Er ist Ausdruck einer Weltsicht, wonach sich die Wirklichkeit in ihrer Komplexität, ihrer Undurchschaubarkeit letztlich jeder Deutung entzieht. Daher finden wir diesen *personalen Erzähler* fast ausschliesslich in modernen Erzähltexten. Wenn ein Franz Kafka sein berühmtes Romanfragment «Der Prozess» mit dem Satz *Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet* beginnt, so ist das schönster Ausdruck personalen Erzählens. Da sein Wissen begrenzt ist, weiss der Erzähler ebenso wenig wie seine Figur Josef K., warum diese verhaftet wurde, und erfahren auch wir als Leser bis zum Schluss nicht, was Josef K. denn Böses getan hat, das seine Verhaftung und letztendlich seine Hinrichtung rechtfertigt. Das ist, liebe Literaturfreunde, modernes Erzählen, angesichts einer komplexen Wirklichkeit, die für die moderne Autorin, den modernen Autor undurchschaubar geworden ist.

Ganz allgemein lässt sich sagen, dass im traditionellen Roman der persönliche Erzähler dominiert, ja, dass wir von einer Überlegenheit des Erzählers über die fiktive Welt, die er erzählend hervorbringt, sprechen können, während im modernen Roman dieser Erzähler hinter das Geschehen zurücktritt oder z.T. sogar ganz verschwindet. Sehen Sie sich, liebe Leserinnen und



✱ Ursula Schachschneider

Leser, folgenden Erzähltext an, der ähnlich wie der Satz vorhin aus dem Anfang von Kafkas Roman «Der Prozess» stammt:

Was waren dann das für Menschen? Wovon sprachen sie? Welcher Behörde gehörten sie an? K. lebte doch in einem Rechtsstaat, überall herrschte Friede, alle Gesetze bestanden aufrecht, wer wagte, ihn in seiner Wohnung zu überfallen?

Haben Sie bemerkt, dass wir beim Lesen dieses Textes nicht mehr wissen, ob wir die Stimme des Erzählers oder die der erzählten Figur K. hören. Der Erzähler hat sich hier derart in seine Figur hineinversetzt, dass er in ihr fast ganz verschwindet – und zwar so, dass nicht mehr klar

ist, wer von beiden, der Erzähler oder die Figur, hier eigentlich spricht. Was hier vorliegt, ist ein Fall von *erlebter Rede*, einem epischen Stilmittel, das vor allem seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts als Ausdruck eines veränderten, modernen Erzählens gelten darf. Mit ihm wird die individuelle Optik eines persönlichen Erzählers preisgegeben, was aus geistesgeschichtlicher Sicht nichts anderes bedeutet, als dass die Vormachtstellung des Menschen als Individuum, als einmalige Persönlichkeit für den modernen Autor fragwürdig geworden ist.

Meine Damen und Herren, mir liegt ein wenig daran, dass Sie diesen geistesgeschichtlichen Hintergrund eines modernen Erzählens, dieses im Kern veränderte Menschenbild genügend wahrnehmen,

dass moderne Stilmittel, wie die erlebte Rede oder der innere Monolog, den ich hier aus Zeitgründen weglassen muss, für Sie nicht bloß als billige erzählerische Tricks der Autoren erscheinen.

Aber auf *ein* modernes episches Stilmittel, das mit der Reduktion des Erzählers zusammenhängt, möchte ich noch kurz eingehen. Sehen Sie sich dazu, verehrte Anwesende, folgenden kurzen Text aus Alfred Döblins Großstadroman «Berlin Alexanderplatz» an:

Am Alexanderplatz reissen sie den Damm auf für die Untergrundbahn. Man geht auf Brettern. Die Elektrischen fahren über den Platz die Alexanderstrasse herauf durch die Münzstrasse zum Rosenthaler Tor. Rechts und links sind Strassen. In den Strassen steht Haus bei Haus. Die sind vom Keller bis zum Boden mit Menschen voll. Unten sind die Läden. Destillen, Restaurationen, Obst- und Gemüsehandel, Kolonialwaren und Feinkost, Fuhrgeschäft, Dekorationsmalerei, Anfertigung von Damenkonfektion, Mehl und Mühlenfabrikate, Autogarage, Feuersozietät: Vorzug der Kleinmotorspritze ist einfache Konstruk-tion, leichte Bedienung, geringes Gewicht, geringer Umfang. Deutsche Volksgenossen, nie ist ein Volk schmählicher getäuscht worden [...] (Die Kursivschrift stammt von mir, M.A.).

Der Text, wie der ganze Roman in personaler Erzählform verfasst, setzt mit einem Erzählerbericht, der Schilderung der Situation am Alexanderplatz, ein und geht dann, ohne jede erzählerische Vermittlung, in eine Aufzählung einzelner, zufällig assoziierter Elemente, gemischt mit Werbetexten, über. Entscheidend ist dabei, dass diese anmontierte Aufzählung keinen Erzähler mehr kennt, dass sie sich vollkommen verselbstständigt hat. Wir haben es hier mit einer Textmontage zu tun, für die wir seit den Dadaisten auch den Begriff der «Collage» verwenden.

Was ich Ihnen, liebe Literaturfreunde, damit sagen will, ist das Folgende: In der modernen Erzählprosa seit dem Beginn des 20.Jahrhunderts

baut sich der Erzähler immer mehr ab, bis er schließlich im Sprachmaterial ganz verschwindet. Analog dazu, gilt das auch für das lyrische Ich im modernen Gedicht, wie wir jetzt dann gleich sehen werden. Dieser Abbau des Ich, sei es in der Form des persönlichen Erzählers oder des lyrischen Ich, gründet aus geistesgeschichtlicher Sicht letztlich in der Preisgabe des alten, anthropozentrischen Weltbildes, das seit der Aufklärung im 18.Jahrhundert den Menschen und sein Ich zur weltbestimmenden Größe gemacht und alles Seiende auf ihn bezogen hat. Die Naturwissenschaften, allen voran die Biologie unter dem bestimmenden Einfluss von Charles Darwin, beginnen schon im 19.Jahrhundert, das angebliche Schöpfungsvorrecht des Menschen zu verneinen, und die Industrialisierung, die zu einer Übermacht der materiell-ökonomischen Verhältnisse über den Menschen führt, tut das Ihrige dazu, das anthropozentrische Weltbild in Frage zu stellen. Und heute erleben wir Menschen immer mehr, wie hilflos wir sind angesichts neuer Kriege und Konflikte und eines gewaltigen Klimawandels mit seinen Dürren, Hungersnöten, Überschwemmungen und Waldbränden, wie unbedeutend unsere menschliche Existenz im Ganzen des Weltgeschehens im Grunde ist. Der deutsche Schriftsteller und Dramatiker Botho Strauss hat nicht unrecht, wenn er schreibt, der Mensch müsse wissen, «dass er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat».

Doch damit nicht genug. Zum Ich-Abbau in modernen Texten tritt eine veränderte Wirklichkeitserfahrung, wie ich sie eingangs bereits kurz erwähnt habe. Stellen traditionelle Autorinnen und Autoren, vielleicht mit Ausnahme der Romantiker, in ihren Werken eine in sich geschlossene, kohärente Wirklichkeit dar, die übersichtlich und deutbar ist, so lösen ihre modernen Kolleginnen und Kollegen diese Wirklichkeit zunehmend auf, sprengen sie die einheitliche Perspektive auf unsere Welt. Was sind denn Montage, Perspektivenwechsel, abrupte Szenenwechsel, Erinnerungsmonologe und Aufsplitterung der Handlung in verschiedene Erzählebenen anderes als das Bekenntnis der

Autoren zu einer auseinanderfallenden, sich in isolierte Sphären auflösenden Wirklichkeit. Es ist, gerade heute im digitalen Zeitalter, bekanntlich auch unsere persönliche Erfahrung, die Erfahrung der immer komplexer werdenden Wirklichkeit einer vollkommen technisierten, undurchschaubar gewordenen Welt.

So sind denn, verehrte Anwesende, die Art, wie die Wirklichkeit und das Ich, in der Form des Erzählers, aber auch der erzählten Figuren gestaltet sind, ganz entscheidend für die Frage, ob ein Roman, eine Erzählung eher traditionell oder modern ist. Das gilt nun analog auch für die Lyrik, wie ich Ihnen jetzt zeigen werde. Ich lege Ihnen zunächst ein traditionelles Gedicht, ein «Liebeslied» von Hermann Hesse aus dem Jahr 1920, vor, das folgendermassen lautet:

**Ich bin der Hirsch und du das Reh,
Der Vogel du und ich der Baum,
Die Sonne du und ich der Schnee,
Du bist der Tag und ich der Traum.**

**Nachts aus meinem schlafenden Mund
Fliegt ein Goldvogel zu Dir,
Hell ist seine Stimme, sein Flügel bunt,
Der singt dir das Lied von der Liebe,
Der singt dir das Lied von mir.**

Ich habe ganz bewusst kein Gedicht aus der Klassik oder der Romantik gewählt, sondern eines aus dem 20.Jahrhundert, um Ihnen zu zeigen, dass auch in unserer Epoche noch völlig veraltete Gedichte verfasst werden. Warum veraltet, fragen Sie sich vielleicht. Ich sage es Ihnen: Es sind in Hesses Gedicht nicht in erster Linie die teilweise abgegriffenen Wendungen, wie beispielsweise der «schlafende Mund» und die «bunten Flügel», es ist vielmehr der ganze Bildbereich, in dem eine an sich komplexe Wirklichkeit auf ein paar übersichtliche, sprunglos nachvollziehbare Bilder oder Metaphern reduziert wird. Von der Möglichkeit, die Bilder zu verfremden, gleichsam in eine kritische oder ironische Distanz zu rücken, keine Spur. Das Ganze wirkt so in seiner unkritischen Naivität wie Ware aus

zweiter Hand. Dazu kommt ein in sich ruhendes, geradezu selbstverliebtes lyrisches Ich, das sich in keiner Weise zum Problem wird und das im ganzen Gedicht, vom Anfang bis zum Ende, fast unerträglich präsent ist. Von einer Relativierung, einer Reduktion dieses Ich, vielleicht durch einen Wechsel der Perspektive, auch da keine Spur. Hermann Hesse hat 1920 – er war damals bereits 42jährig – von der Lyrik der Expressionisten und Dadaisten mit ihrer Sprengung der Bildkontinuität, aber auch von der Psychoanalyse mit ihrem gewaltigen Einfluss auf die frühe moderne Literatur, auf Döblin, Schnitzler und Kafka etwa, offenbar keinerlei Notiz genommen. Dabei muss uns aber eines klar sein: Es geht hier nicht darum, traditionelle literarische Werke, Romane, Erzählungen und Gedichte, wenn sie in ihrer Zeit entstanden und gut gemacht sind, abzuwerten. Gedichte von Heine, Eichendorff und Mörike, aber auch die Romane und Erzählungen eines Adalbert Stifter, eines Gottfried Keller oder eines Theodor Fontane lese ich heute noch mit Genuss. Was sich aber Hermann Hesse in vielen seiner Gedichte leistet, ist reines Epigonentum, ist schlicht und einfach veraltet. Das vorliegende Gedicht ist nur ein besonders eindrückliches Beispiel dafür.

Sehen wir uns nun ein modernes Liebesgedicht von Karin Kiwus an, das den Titel «Fragile» trägt und 1976 erschienen ist. Wenn ich «modern» sage, stimmt das literaturgeschichtlich insofern nicht ganz, als das Gedicht nicht mehr der klassischen Moderne, sondern der Neuen Subjektivität zuzurechnen ist. Es gehört zur sogenannten Alltagslyrik. Nun also das Gedicht:

**Wenn ich jetzt sage
ich liebe dich
übergebe ich nur
vorsichtig das Geschenk
zu einem Fest, das wir beide
noch nie gefeiert haben.**

**Und wenn du gleich
wieder allein**



x Ursula Schachschneider

**deinen Geburtstag
vor Augen hast
und dieses Päckchen
ungeduldig an dich reißt
dann nimmst du schon
die scheppernden Scherben darin
gar nicht mehr wahr.**

Sie haben es sofort bemerkt: Das ist ein ganz anderes Liebesgedicht als das von Hermann Hesse. Schon der italienische oder französische Titel «fragile», also «zerbrechlich», deutet es an: Den Trivialmythos von der ewigen Liebe, der bei Hesse verborgen anklingt, gibt es hier nicht mehr. Im Gegenteil: Die Glückserfahrung des Augenblicks steht hier unter dem Eindruck ihres Vorübergehens. Die Zerbrechlichkeit der Beziehungen kommt in ihr ebenso zur Sprache wie das veränderte Rollenverständnis von Mann und Frau. Was hier vorliegt, ist aus struktureller Sicht nichts weiter als eine Verfremdung: Die vom lyrischen Ich angebotene Liebe wird nicht, wie etwa im trivialen Liebesroman, erwidert, sondern durch den Egoismus des Geliebten, der das Geschenk ungeduldig an sich reißt, zerstört. Liebe erscheint hier nicht mehr original, sondern nur noch in gebrochener Form. Daher auch die «scheppernden Scherben», gleichsam als Dingsymbol, in der zweitletzten Zeile des Gedichtes.

Während in Hesses «Liebeslied», ja in traditionellen Liebesgedichten überhaupt, das lyrische Ich dominant ist, nimmt es sich in Karin Kiwus' Gedicht gleich eingangs zurück, wird es in Distanz gerückt: Es heißt nicht «Ich liebe dich», sondern einschränkend «Wenn ich jetzt sage ich liebe dich». Das im Sinne der Moderne eigentlich als missbraucht und unzeitgemäß geltende Liebesmotiv erscheint so auf eine neue, jetzt aber höchst reflektierte Weise. Auch das, geschätzte Anwesende, ist ein Verfahren der Verfremdung. So haben wir es hier mit einer veränderten, gewissermaßen reduzierten Form des lyrischen Ich zu tun, aber auch mit einer Wirklichkeitserfahrung, die nicht mehr in sich stimmig ist, sondern die zum Problem wird, und zwar insofern, als in unserer

Zeit die Beziehungen der Geschlechter nicht mehr selbstverständlich sind, sondern vielmehr in Frage gestellt werden. Eine gebrochene Wirklichkeitserfahrung also, die dem Lebensgefühl unserer Generation entspricht und die daher zum Thema moderner und postmoderner Lyrik wird.

Bleiben wir, liebe Literaturfreunde, noch ein wenig bei der neuen Wirklichkeitserfahrung in der modernen Lyrik, nämlich bei der Erfahrung einer sich in isolierte Sphären auflösenden Wirklichkeit und betrachten wir das folgende Gedicht von Peter Huchel, das den Titel «Unter der Wurzel der Distel» trägt und 1963 erschienen ist.

**Unter der Wurzel der Distel
wohnt nun die Sprache,
nicht abgewandt,
im steinigen Grund.
Ein Riegel fürs Feuer
war sie immer.**

**Leg deine Hand
auf diesen Felsen.
Es zittert das starre
Geäst der Metalle.
Ausgeräumt ist aber
der Sommer
verstrichen die Frist**

**Es stellen
die Schatten im Unterholz
ihr Fangnetz auf.**

Was fällt Ihnen beim Lesen dieses Gedichtes als Erstes auf? Möglicherweise, dass Sie es nur unzureichend oder gar nicht verstanden haben. Wie kommt es denn, dass die Sprache unter der Wurzel der Distel wohnt und wie, dass der Sommer ausgeräumt ist und dass die Schatten im Unterholz ihr Fangnetz aufstellen usw. usw.? Alles Aussagen, die zunächst einmal unverständlich bleiben. Aber warum? Ganz einfach deshalb, weil in Peter Huchels hermetischem Gedicht die einzelnen Teile nicht mehr kausallogisch miteinander verknüpft sind, weil sie gleichsam auseinanderfallen, sich

verselbstständigt haben. Was soll die Sprache mit der Distel, ein Abstraktum mit einem Konkretum, und was das «Geäst» aus dem Bereich der Natur mit dem «Metall» aus einem ganz anderen Bereich, um nur zwei Beispiele zu nennen. Spüren Sie, wie die Wirklichkeit in diesem Gedicht auseinanderbricht, wie sich die einzelnen Bilder nicht mehr zu einem stimmigen Gesamtbild zusammenfügen, die Bildkontinuität aufgelöst ist. Das Gedicht lässt sich so nicht mehr in einer linearen Abfolge lesen, sondern die einzelnen Bilder müssen assoziativ, d.h. aufgrund bestimmter ähnlicher Merkmale, miteinander verknüpft werden. So gehören auf der einen Seite Wurzel, Distel, zittert, Geäst, Sommer, Schatten, Unterholz und Fangnetz (in den Disteln kann man sich verfangen) semantisch zusammen. Und auf der Gegenseite sind es die karge Sprache, der steinige Grund, der Felsen, das Adjektiv «starre» und die Metalle, die semantisch miteinander verknüpft sind. Auch wenn es hier nicht darum gehen kann, das Gedicht im Einzelnen zu analysieren, so lässt sich abschliessend doch sagen, dass es aus zwei gegensätzlichen Aspekten besteht: aus einem Aspekt der Lebensfeindlichkeit und einem Gegenaspekt, der dem Leben zugewandt ist.

Fassen wir die Ergebnisse für die traditionelle und die moderne Lyrik, zu denen wir anhand der Gedichte von Hermann Hesse und Peter Huchel gekommen sind, ganz kurz zusammen, so können wir Folgendes festhalten: Traditionelle Gedichte sind in der Regel kausallogisch aufgebaut, d.h., die einzelnen Bilder lassen sich sprunglos nachvollziehen, während in modernen Gedichten die Bilder bezugslos aneinandergereiht erscheinen und damit nur noch assoziativ, aufgrund bestimmter ähnlicher Merkmale, miteinander verknüpft sind. Das entspricht ganz der Wirklichkeitserfahrung des modernen Menschen, wonach ihm das Bruchstück- und Ausschnittshafte seiner Weltschau zunehmend bewusst wird.

Liebe Leserinnen und Leser, lassen Sie mich abschließend noch drei wesentliche Momente zur Lyrik in Erinnerung rufen.

Ein erstes Moment: Die Lyrik ist, entgegen der gängigen Meinung, die ästhetisch anspruchsvollste der drei Literaturgattungen, auch wenn sie historisch die älteste Gattung ist. Auf zehn gute Erzählungen kommt *ein* gutes Gedicht. Aber warum ist das so? Ich nenne Ihnen zwei der recht vielen Gründe, die ich für den hohen Anspruch der Lyrik ins Feld führen möchte. Da ist zum einen der Umstand, dass im Gedicht, anders als etwa in der Erzählprosa oder im Drama, gleichsam eine ganze Welt auf wenige Sprachvorgänge reduziert werden muss. Und da erweist sich zum andern, dass das Gedicht, im Gegensatz zur Erzählprosa oder zum Drama, ganz von der Form lebt. Der Inhalt ist hier, um es etwas überspitzt zu sagen, praktisch nichts, die Form hingegen alles. Das gilt in besonderem Maße für die moderne Lyrik, etwa für das hermetische und das experimentelle Gedicht genauso wie für die konkrete Poesie mit ihrer fast gänzlichen Preisgabe des Inhalts, der «Aussage». Und vergessen Sie nicht: In der Lyrik ist, ganz im Gegensatz zum Roman, das Mittelmäßige bereits schlecht. Das hat schon Gottfried Benn, bekanntlich einer der bedeutendsten Lyriker des 20. Jahrhunderts, in seinem Marburger Vortrag «Probleme der Lyrik» von 1951 erkannt.

Ein zweites Moment: Die Lyrik besitzt einen ausgesprochen innovativen Charakter, d.h. eine starke Wandlungs- und Entwicklungsfähigkeit. Sie hängt damit zusammen, dass die Lyrik gesellschaftliche und geistige Veränderungen besonders schnell aufnimmt. Neuerungen in der Lyrik scheinen in der literarischen Öffentlichkeit daher auf eine viel breitere Akzeptanz zu stoßen, als dies für den Roman und das Theater der Fall ist. Als Paul Celan im Juli 1967 zu einer Lesung seiner schwierigen, hermetischen Gedichte nach Freiburg kam, überfüllten weit mehr als tausend Zuhörer das Auditorium Maximum der Universität – ein Vorgang, der in Bezug auf den modernen Roman und das Theater wohl kaum möglich gewesen wäre.

Ein drittes Moment: Keine andere Literaturgattung hat im Laufe ihrer Geschichte eine so große Zahl verschiedener Formen, vom Sonett über das

Volkslied und die Elegie bis hin zum Prosagedicht und zur Twitter-Lyrik, hervorgebracht wie die Lyrik. Daher ist es kaum möglich, ihre Wesensmerkmale für all ihre Formen und Entwicklungsstufen gültig zu bestimmen. Die Merkmale romantischer Stimmungsgedichte und moderner, experimenteller Lyrik beispielsweise unterscheiden sich derart stark voneinander, dass von «Lyrik» als einem gemeinsamen Idealtypus schon fast nicht mehr die Rede sein kann. Oder würden Sie, liebe Literaturfreunde, den folgenden, 1995 erschienenen Text von Barbara Köhler noch als Gedicht bezeichnen?:

**IN DER TOTEN ZEIT in der tot-
geschlagenen in der vertriebenen
in der Zeit die das Leben kostet
die vergangen ist nicht erspart
bleibt geplante Freizeit begrenzt
eine Weile die nicht langt gilt
als Fortschritt aus dem Kreislauf
der Zeiger ins Digitale sind die
Stunden gezählt läuft der Laden
der Countdown in Echtzeit.**

Dem Text fehlt irgendein Metrum, fehlt die für Gedichte übliche Versform und von einem lyrischen Ich ist weit und breit nichts zu sehen. Und trotzdem ist es ein Gedicht. Soweit wird heute der Begriff der «Lyrik» in der Literaturwissenschaft, aber auch von den Lyrikerinnen und Lyrikern selber gefasst.

Verehrte Anwesende, ich komme zum Schluss. Selbstverständlich sind die strukturellen Gegensätze von traditioneller und moderner Erzählprosa und Lyrik, die ich in meinem Vortrag aufgezeigt habe, als tendenzielle und insofern verallgemeinerte Aussagen zu verstehen, die nicht für alle Texte vorbehaltlos gelten müssen. Das habe ich auch in meinem Buch «Die Struktur der modernen Literatur», das hier aufliegt, immer wieder deutlich gemacht. Ein Roman kann auch modern sein, wenn er beispielsweise auf den Wechsel der Erzählperspektive verzichtet, und ein Gedicht auch dann innovativ, wenn es innerhalb

einer bestimmten Formtradition, etwa innerhalb der langen Tradition des Sonetts, bleibt. Geschätzte Leserinnen und Leser, ich ging in meinem Vortrag von den gewaltigen sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Veränderungen der Gesellschaft im letzten und in unserem Jahrhundert aus und versuchte aufzuzeigen, wie die deutsche Literatur darauf geantwortet hat. Dabei zeigte sich, dass die neuen Wirklichkeitserfahrungen sich nur noch schwer oder gar nicht mehr in überlieferten Erzählweisen und in traditionellen lyrischen Mustern ausdrücken lassen. Moderne Autorinnen und Autoren können nun einmal nicht mehr wie Großvater Goethe oder Großonkel Stifter, ja nicht einmal mehr wie der großbürgerliche Erbschaftsverwalter Thomas Mann schreiben. Dass dies keine Abwertung der älteren Literatur bedeutet, muss uns freilich auch klar sein. Der Vortrag wendet sich in keiner Weise gegen Werke der literarischen Tradition, sondern einzig gegen ein unkritisches Epigontum, gegen eine auf reine Befriedigung der Leser ausgerichtete Massenkultur, zu der heute leider ein Großteil der sog. Bestseller gehört.

Und noch ein Letztes: Gute Literatur darf nicht nur unterhalten; sie muss auch stören, irritieren und uns Leserinnen und Leser damit zur Reflexion zwingen. «Dichtung ist Widerspruch, nicht Zustimmung zum Bestehenden», hat Hans Magnus Enzensberger einmal geschrieben. Das gilt für die moderne Literatur in besonderem Maße. Ihre Texte machen uns vielleicht nicht tauglicher für diese Welt, aber feinfühlicher, scharfsinniger, hellhöriger, kritischer. Mit einem Wort: reicher. Liebe Freundinnen und Freunde der Literatur, meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit beim Lesen dieses Essays.

Rüdiger Heins

Flucht ins Nichts

Von dem Brotkanten, den ihm eine alte Bauersfrau über den Zaun des Lagers geworfen hatte, war bereits am zweiten Tag seiner Flucht nichts mehr übrig geblieben. Zuletzt suchte er in seiner Manteltasche die winzigen Krümel, die er sich in gewissen Abständen immer wieder in den Mund führte, um sie langsam auf der Zunge zergehen zu lassen. Das gab ihm das Gefühl, etwas Essbares im Mund zu haben, und nährte die Illusion, nicht mehr hungrig zu sein. Den Durst löschte er mit einer Handvoll Schnee. Bereits am dritten Tag seiner Flucht wusste er weder, wo er war, noch, wohin er gehen sollte.

Hans wollte nur noch weg, weit genug weg von diesem Lager, in das sie ihn gesperrt hatten. Der Krieg war verloren, das wusste Hans schon, bevor er eingezogen wurde. Er war siebzehn und hoffte, dass dieser Krieg schnell ein Ende haben würde, damit er wieder nach Hause konnte.

Sie wollten ihn noch mit seiner Kompanie, die sie in aller Eile in Koblenz zusammengestellt hatten, in den Russlandfeldzug schicken. Die Soldaten wussten, dass sie von dort nicht mehr zurückkehren würden. Ihr Zug, mit dem Mannschaftstransport nach Minsk, wurde bereits in Frankfurt an der Oder von den feindlichen Fliegern bombardiert. Die Lok wurde getroffen, der Kessel explodierte, und die Waggons entgleisten. Mitten in einer endlosen Landschaft lagen die Trümmer des zerbombten Zuges. Rauch stieg zum Himmel. Es roch nach den verbrannten Kohlen des Heizofens und nach dem verbrannten Fleisch der schreienden Landser. Ihre Schreie glichen einer Todessymphonie, sie schien die Landschaft in ein bizarres Gebilde zu verwandeln. „So sieht also der Krieg aus“, dachte der Hans, als er sich aus den Brocken von Stahl und Dreck und Holz hervorarbeitete, die ihn umgaben.

Er wurde bei diesem Bombardement verwundet. Die Verletzung am Bein, das zwischen zwei schweren Munitionskisten eingequetscht war, machte ihn kampfunfähig und brachte ihm sechs Wochen in einem Lazarett und eine Woche Heimaturlaub ein. Seine Mutter war froh, dass wenigstens einer ihrer drei Söhne aus dem Krieg zurückkehrte. Ernst blieb in der Normandie und von Fritz, der zuletzt im Kessel von Stalingrad kämpfte, hatten sie schon lange nichts mehr gehört.

Hans wollte nach seinem Heimaturlaub nicht mehr in diesen „gottverdammten Krieg“ zurück. Doch es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich wieder auf den Weg zu machen.

„Mutter, bei der erstbesten Gelegenheit, die sich ergibt, brenne ich denen durch“, sagte er ihr zum Abschied. Umarmen konnten sie sich nicht. So blickten sie sich nur kurz in die Augen, reichten sich die Hände und nahmen Abschied.

Doch es gab keine Gelegenheit mehr für ihn, durchzubrennen. Noch bevor er in Mainz den Bahnhof – oder das, was davon übrig geblieben war – zu Fuß erreichen konnte, hörte er unterwegs, zwischen Gau-Algesheim und Ingelheim, die Leute rufen: „Der Krieg ist vorbei! Es ist aus und vorbei.“ Hans konnte das nicht glauben. Vor einigen Wochen noch wollten sie ihn nach Russland fahren, und jetzt sollte alles vorbei sein? Vorbei. Der Krieg war zu Ende. Hans war nicht allzu weit von seinem Heimatdorf entfernt. Zu Fuß wollte er zurück in sein Heimatdorf nach Dietersheim, um dort wieder sein normales Leben zu führen. Die Arbeit im Stall und auf dem Feld, das war es, was er wollte, was er konnte, und es war die Arbeit, die ihn zufrieden machte.



✱ Rüdiger Heins, Lichtprojekt Seidenbach 2010

Wie oft hatte er es sich in all diesen Jahren gewünscht, dass dieser Krieg ein Ende haben würde. Nun, da es so weit war, konnte er das Ende nicht wirklich fühlen. Das Ende des Krieges, von dem er schon so lange geträumt hatte.

„So fühlt sich also das Ende des Krieges an“, murmelte er vor sich hin. Das Ende fühlte sich nach Nichts an. Äußerlich gab es keine Veränderungen. Die zerbombten Häuser, Menschen auf der Flucht, immer wieder auch verstreut Landser. Verwundete Menschen auf den Straßen, die ziellos umherzuirren schienen. Leichen am Straßenrand, deren Verwesungsgeruch süßlich über der Trümmerlandschaft lag.

Die Amis kamen sehr schnell mit einer Pontonbrücke über den Rhein bei Bingen. Die Rheinbrücke wurde von einem Sprengkommando der Wehrmacht zerstört, um jeden Quadratmeter deutschen Bodens bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Sie kamen mit ihren Panzern und ihren Jeeps, blieben stehen, fragten nicht lange und nahmen ihn gefangen. Sie hatten weder Erbarmen angesichts des weißen Tuches, das er geschwenkt hatte, noch mit seiner Jugend. Die amerikanischen Soldaten nahmen ihn einfach mit und brachten ihn in ein notdürftig errichtetes Gefangenenlager in Bretzenheim.

Tagsüber, wenn die Sonne ein wenig durch den bewölkten Himmel schien, war das Lagerleben erträglich. Als der Herbst mit seinen Regenfällen das Leben der Gefangenen erschwerte, gruben sie tiefe Löcher in die Erde, um dort geschützt zu sein. Die nasse Erde wurde schwer. Es gab Höhlen, die in der Nacht unter der schweren Last einstürzten. Da war niemand, der die schreienden Gefangenen hören konnte. Erst bei Tag bemerkten sie, wer von ihren Kameraden bei lebendigem Leibe begraben worden war.

Die Amis gingen, und die Franzosen kamen. Jetzt gab es auch keine Tabakrationen mehr für die Männer. Einige trockneten in ihren Höhlen Blätter und Gras, indem sie darauf schiefen. Mit Zeitungspapier wickelten sie den selbst gemachten Tabak ein und klebten das Papier mit viel Spucke fest, um so wenigstens die Ahnung eines Rauchgenusses zu bekommen. Es blieb bei der Ahnung, und der Genuss der selbst hergestellten Zigarette hinterließ einen schalen Geschmack im Gaumen und oftmals auch ein übles Gefühl im Magen. Bereits am ersten Tag im Lager dachte Hans an Flucht. Die Flucht war einfacher, als er dachte. Alles ging sehr schnell. Sein Plan war gründlich durchdacht. An Heiligabend hatten sie im Lager von den Franzosen eine Extraration Wassersuppe mit einem Stück Brot bekommen. Das war alles.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag versteckte er sich unter einem Lastwagen, von dem er annehmen konnte, dass dieser bald aus dem Lager fahren würde. Mit seiner ganzen Kraft hielt er sich an einem Gestänge unter dem Lastwagen fest, als dieser losfuhr. Innerhalb von wenigen Minuten passierten sie unkontrolliert das Lagertor. Als der Wagen hielt, war es stockdunkel, und er wusste nicht, wo er gerade war. Intuitiv löste er seine Hände und die Beine von dem Metall und fiel in den Schnee. Der Lastwagen fuhr weiter. Hans blieb liegen. Er atmete schnell. Regungslos blieb er so ein paar Minuten liegen. Beobachtete die Sterne am Himmel, der sehr klar war. Langsam entfernten sich die Lichter des Lastwagens von ihm. Laut schrie er in die Nacht hinein. Er hatte es geschafft. Seine Flucht war gelungen. Frei, er war frei. Endlich frei. Niemand würde ihn von nun an in das Gefangenelager nach Bretzenheim zurückbringen können.

Nachdem er eine ganze Weile regungslos war, spürte

er, wie die Kälte in ihm hochstieg. Das Aufstehen fiel ihm schwer. Die steifen Glieder und der Hunger machten ihm zu schaffen. Sein Heimatdorf war nur wenige Kilometer entfernt, doch er wusste, dass sie ihn dort zuerst suchen würden. Lange musste er überlegen, wohin er gehen könnte, um unterzutauchen. Aber es fiel ihm niemand ein, dem er sein Schicksal anvertrauen konnte. Die Frage, wohin er nun gehen sollte, hatte er sich im Lager nie gestellt. Er wusste, wo er keinen Unterschlupf finden konnte. Nach Hause zu seiner Mutter würde er sicher nicht gehen können, dort würde es auffallen, dass Hans wieder aus dem Krieg nach Hause gekommen war. Kurze Zeit spielte er mit dem Gedanken, seinen Jugendfreund Helmut um Hilfe zu bitten. Diesen Gedanken gab er schnell wieder auf.

Immer wieder zog er seine Kreise durch die Dörfer um Bingen herum. Er ging nur nachts, nahm Wege durch die Felder und schlief tagsüber in einem der Heuschober, die am Wegesrand standen.



✖ Rüdiger Heins, Lichtprojekt Seidenbach 2010



✖ Rüdiger Heins, Lichtprojekt Seidenbach 2010

Ab und zu stahl er sich bei einem Bauern ein Ei, das er roh austrank. In einem Keller fand er auch Äpfel und andere Vorräte, die seinen Hunger stillten.

In der dritten Nacht seiner Flucht gelang es ihm, in der Scheune seines Elternhauses zu übernachten. Auf dem Hof hörte er früh am Morgen die Stimme seiner Mutter. Das war für ihn das Zeichen zum Aufbruch. Er schlich sich über den Hinterhof hinaus auf die Straße. Vorbei an der Kirche, um sich dann in den Feldern zu verstecken.

Am 31. Dezember 1945 war er bereits fünf Tage auf der Flucht. Auf der Flucht vor den Franzosen, auf der Flucht vor diesem unmenschlichen Gefangenelager, auf der Flucht vor der Kälte, auf der Flucht vor seinem Hunger. Tage der Flucht, an denen er nicht wusste, wohin er flüchten sollte. Auf

der Höhe der Rochuskapelle angelangt, hörte er einen lauten Knall. Sofort ließ er sich in den Graben fallen. Adrenalin schoss ihm durch den Körper. Er schwitzte, lag schnaufend im Schnee und war ein Bündel aus Angst.

Wieder knallte es und wieder und wieder. Dann drang durch das laute Knallen das Läuten der Glocken. Zunächst nur ganz leise, dann immer lauter werdend. Hans verstand jetzt. Der Krieg war zu Ende. Das Jahr auch. Ein neues Jahr begann, und er wusste immer noch nicht, wohin.



✖ Ursula Schachschneider

Moustapha Boumerdes

Undenkbar

Geschmolzene Sterne des rabenschwarzen Himmels fließen in den glühenden Horizont.

Mechanisch graue Wolken sind das Testament der höllisch dicken Luft, die unsere Straße vom schimmernden Mond trennt.

Inmitten der unerträglichen Hitze und der erfrierenden Kälte klumpert und klappert eine Rüstung durch die verheerenden Straßen der leeren Stadt.

Erhängte Hunde und geköpfte Schweine verzieren und verschönern auf verfluchten Schafotten den verdammten Weg zur Festung unserer letzten Gedanken.

Wo niemand mehr weiß, was hätte sein sollen und sein müssen.

Wo alles entspringt.

Wo alles zerspringt.

Nur gedämpft und leise ist das qualvoll schrille Rattern und Rasseln der hohlen Rüstung zu hören, denn die umgebende Stille versucht erbittert alles in ihren Einfluss zu jagen.

Das Schmelzen des Nachthimmels spiegelt sich sorgfältig im polierten Metall der wandernden Hohlheit wider.

...

Die Festung, die Bibliothek, die Schule.

Errichtet aus den antiken Steintafeln, die das Fundament jedes Wissens bilden.

Mit Bücherregalen, die als Tor und Tür dienen.

Der reiterlose Ritter stampft mit schweren Schritten in das Schloss.

Lautlos.

Das sanfte Flüstern der Toten verdirbt die Töne des Schalls und lässt unsere Wörter zu ersticktem Staub zerfallen.

Lautlos klappert und klumpert die wandernde Leere durch die mit erwürgendem Murmeln gefüllten Klassenzimmer.

Vergiftete Kinder starren mit offenen Mündern durch die Fenster. Ihre verstörend blanken Blicke suchen das pechschwarze Nichts der Nacht.

Lehrerinnen beten am Boden, im schrecklichen Versuch, sich selbst lebend zu vergraben.

Professoren flüstern verständnislos von dem, was sie hofften, sie hätten sehen sollen. Theorien und Hypothesen überschlagen und umarmen sich in einem Tanz mit welcher Realität jeder Lehrer bevorzugt.

Wahrheitenlos quälen sie sich zeitenlos durch ihre eigene Hölle der Erkenntnis.

Und so schleppt sich das träge Metall mühselig die steilen Stufen der Doppelwendeltreppe hinauf.

Ein geräumiger Hörsaal, in dem verzweifelte Studenten in Stille Unbegreifliches zu verstehen versuchen. Besessen und wahnsinnig zerran und ziehen sie aneinander, wie als könnten sie allmächtige Intelligenz aus den Körpern anderer reißen.

Magister und Doktoren suchen einander, um sich gegenseitig beruhigend und einfühlsam Sinnloses einzuflüstern. Sodass selbst in der Ewigkeit doch keiner in Reue lebend stirbt.

Mit Anstrengung zwingen sich Eisen und Leder durch den schauerlichen Lehrkörper und erreichen darüber den stolzen Thronraum der Festung unserer letzten Gedanken.

Der Ideentod.

Auf Stühlen aus finsternem Stahl murmeln, brabbeln und nuscheln erwachsene Kleinkinder unvorstellbare Undenkbarkeiten, die konzentriert von knienden Schatten in endlosen Mengen Papier dokumentiert werden.

Verschwommene Wörter, die man beinahe hätte verstehen können, zerfetzen Ausdrücke und zerfleischen Begriffe, bis eine neue, nie dagewesene Bedeutung die Ohren der Biographen segnet.

Gesprochenes verschiedenster Kinder reißt sich auseinander und stürzt ein, im Wissen, dass neue Wahrheiten aus Lügen zusammengeschmolzen werden.

Zwischen diesem Stoßen, Steigen und Staffeln der stillen Sprachlosigkeit ragt die Insigne des Monarchen hervor.

Ein Thron, aus dem dunkelsten Obsidian für Nichts und Niemanden geschmiedet, sonnt sich im fehlenden Mondschein, der durch die gläserne Kuppel scheint.

Verzerrt spiegeln sich Sterne und Schmelze im Vulkangestein. Neue Himmelskörper formen sie in Harmonie mit einer noch nie dagewesenen Verfassung der Weltordnung.

Und vor diesem Prachtstück des abwesenden Adels steht ein Toter seiner Rüstung gegenüber.

Kein Kind.

Kein Doktor oder Magister.

Kein Lehrer und kein Professor.

Mit frommen Glauben und ambitioniertem Ehrgeiz hatte ein ehrenvoller Ritter nach Gott in seinem Kopf gesucht.

„ “ schrie er.

„ “ kreischte er.

Schließlich flüsterte er auch. Wie der Rest.

Und die Zeit verlor Bedeutung.

Der Ort verlor Bedeutung.

Irgendwann verlor er Bedeutung.

Klappern und Klimpern nehmen jetzt ihr Ende!

Die Rüstung, unseren Himmel mit seinem glühenden Horizont bewahrend, zieht das silberne Schwert.

Zarte Töne hallen durch leeres Eisen. Tote horchen ein letztes Mal in die verlorene Vergangenheit.

Versprechen.



Erinnerungen.

Schimmerndes Silber gleitet durch die Luft, trennt Kopf von Hals, Leib von Seele.

Rüstung endet des Ritters Ewigkeit.

Das Testament der Ideentoten.

✖ **Moustapha Boumerdes**, von Beruf Österreicher, lebt zusammen mit seiner Maus und Tastatur in der gemütlichen Wohnung einer Stadt. Geboren an einem Tag und vielleicht verheiratet am selben, Boumerdes hat keine Preise, keine Titel und keine Erfolge, mit denen er sich auszeichnen könnte. Noch hat Moustapha nicht einmal einen einzigen Text veröffentlicht. Eine bequeme Stille, die einem Lügner zusteht.



✖ Ursula Schachschneider

Ingrid Weißbach

Alles umsonst

Die Mauer sah ich immer nur von der S-Bahn aus.
Sehr weit entfernt.

Ich wusste nicht, was es dahinter gab. Und ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass Berlin jemals ungeteilt war.

Es gab die Mauer, seit ich in der zweiten Klasse war und sie störte mich nicht. Wir wohnten an der Ostsee, wir empfangen nur DDR-Fernsehen und mein Vater war Offizier.

Kontakte zum Westen waren uns untersagt. So wusste ich bis zum Ende des Studiums von der anderen Seite Deutschlands so gut wie nichts.

Jetzt lebte ich schon über zehn Jahr hier in Berlin. Ich hatte den Lehrerberuf aufgegeben und war Schriftstellerin geworden.

Eines Tages beschloss ich, die Grenzen abzuschreiten wie der kleine Prinz seinen Planeten. Ich fuhr zum Alex. Von dort aus ging ich die berühmteste Straße der Stadt entlang:

Unter den Linden.

Auf der Mitte der ehemaligen Prunkallee, kam ich an der Staatsoper vorbei.

Dann an der amerikanischen Botschaft und weiter vorn am Hotel Adlon. Das war außer Betrieb.

Der Pariser Platz war verwaist und zum Brandenburger Tor hin hörte das Leben auf. Rechts von mir tauchte jetzt das schwarz-gelb gestreifte Häuschen der Grenzer auf. Es war noch weit vom großen Tor entfernt. Aber ein Stopp-Schild gab es hier nicht.

So ging ich weiter. Am Schlagbaum stellte ich mich auf die Zehen, schirmte Augen mit den Händen ab und sah hinüber.

Auf der anderen Seite schimmerte es Grün. Das war die Parkanlage des Tiergartens. Sie war weitflächig und reichte bis zum Horizont. Ganz hinten auf der rechten Seite ragte ein Neubau empor. Das war das Springer-Haus. Das kannte selbst ich.

Ein Soldat schnellte jetzt aus der Kaserne. Mit geschultertem Gewehr kam er auf mich zu.

„Was machen Sie hier?“, herrschte er mich an.

„Mal so in den Westen schauen.“, sagte ich.

„Ausweispapiere!“

Ich reichte ihm das kleine blaue Heft.

„Warum sind Sie hier?“

„Ich hatte Langeweile!“, sagte ich.

„Arbeitsstelle!“, wollte er wissen.

Ich frohlockte und nannte ihm die Bar, in der ich neben dem Schreiben arbeitete. Sie wurde privat geführt. Eine Kaderakte, in die man einen Vermerk eintragen konnte, gab es hier nicht.

Der Uniformierte eilte in die Kaserne. Dann kam er zurück. Er gab mir das Dokument.

„Sie entfernen sich jetzt schleunigst von hier!“, ordnete er an.

„Vor allem schleunigst“, dachte ich und schlenderte zurück.

Auf der Höhe der amerikanischen Botschaft sah ich mich um. Na bitte. Ich wurde verfolgt. Wie im Kino.

Die Personen hinter mir wechselten sich ab.

Auf den Dächern der Häuser erspähte ich die Kameras. Die beobachteten, ob ich mich mit subversiven Elementen traf.

Das machte ich aber nicht. Ich fuhr nach Hause.

Ätsch!

Was sollte mir schon geschehen?

Ich war im Grunde meines Herzens eine „rote Socke“. Zu mehr reichte es nicht. Ich wollte weder ausreisen, noch mit einem Schlauchboot über die Ostsee nach Schweden flüchten, ich wollte hierbleiben, in der DDR.

Aber für die Erforschung der Grenzen brauchte ich eine Strategie. Die zu Land und zu Luft waren passé, so machte ich mich auf zu den Grenzen zur See.

Ich hob alles Geld vom Konto ab und rief meine Studienfreundin in Rostock an.
 „Andrea!“, rief ich ins Telefon. „Ich bin morgen da! Ich lade dich nach Warnemünde ins Hotel Neptun ein. Und dann ab in die Disco, so wie früher, okay?“. „Hast du im Lotto gewonnen?“, fragte sie. „Nein“, sagte ich. „Meine Kurzgeschichte hat einen Preis bekommen!“
 „Auch gut!“, antwortete sie.
 „Interhotel Neptun?“, fragte sie dann. „Sag mal, spinnst du jetzt ganz und gar? Da wimmelt es doch nur so von Stasi!“
 „Haben wir was verbochen?“, fragte ich.
 „Nein!“, entgegnete sie. „Aber das wissen die doch nicht! Die lassen uns da doch gar nicht erst rein! Da gehts um Stasi, Devisen und Nutten. Da kriegst du mich nicht hin!“
 In Warnemünde ging ich rund um das große Hotel. Es war von Schweden gebaut worden. Es stand direkt am Strand und ein Hauch von Westen umwehte das Haus. Ich sah nur wenige beleuchtete Fenster. Da hatte ich wohl Glück.
 Ich freute mich, morgens im Meer zu schwimmen, beim Frühstück mit Dänen und Schweden zu plaudern und abends am Wasser entlang zu bummeln. Erst ab zehn wurde der Strand zur Sperrzone. Doch um diese Zeit wäre ich sicher längst in der Diskothek.

„Wir sind ausgebucht!“, sagte die Frau an der Rezeption. Dann reichte sie dem Mann, der nach mir gekommen war, das Anmeldeformular und den Schlüssel.
 Ich erkannte ihn sofort. Es war der Bücherminister. Der oberste Zensor im Land. Er entschied, welche Bücher in der DDR gedruckt wurden und welche im Reißwolf endeten.
 Für uns Schreiber war er ein Hoffnungsträger, denn er war keiner von der harten Tour.
 „Hallo“, sagte ich. „Sie sind der Kulturminister, nicht wahr?“
 Er sah mir in die Augen. „Und wer sind Sie?“
 „Einer ihrer Untertanen!“, sagte ich und lachte. Der Minister lachte nicht.
 „April, April“, sagte ich dann. „Es ist nur so, ich habe Sie letztens im Literaturforum gehört. Und ich fand

Ihren Vortrag sehr mutig.“
 Für einen Moment erschrak er. Fast unmerklich. Dann hatte er sich im Griff.
 „Danke“, sagte er knapp und verschwand.
 Die Frau an der Rezeption reichte mir das Formular und den Schlüssel.
 Im Hotel war es wie ausgestorben. Touristen gab es hier kaum. Auch den Minister sah ich nicht. Beim Frühstück sah ich Männer mit schwarzen Anzügen, weißen Hemden und Krawatten. Sie rauchten viel. Und sie lachten laut.
 In der Diskothek saßen Mädchen im westlichen Look an der Bar. Waren das die Nutten? Ich tanzte mit einem Seemann aus Dänemark. Der spendierte die Drinks.
 Aber das Beste hier war sowieso umsonst: das Meer, die Sonne, der Strand und der Wind.
 Nach drei Tagen verließ ich das Hotel.
 Jetzt sah ich den Minister wieder. Er checkte kurz vor mir aus.
 „Hallo!“, rief ich erneut.
 Diesmal antwortete er nicht. Er verschwand so schnell es ging um die Ecke. Er drehte sich nach mir um. Er sah gehetzt aus, wie ein Tier, das man verfolgte.
 Erstaunt sah ich ihm nach.
 Wofür hielt der mich denn? Für eine Spionin?

Zurück in Berlin fiel mir nichts mehr ein. Ich fühlte mich umzingelt.
 Aller Abenteuer und aller Freiheit beraubt.
 Sollte ich sterben?
 Ich weinte, bis zum Denken keine Kraft mehr blieb.
 Was sollte ich tun?
 Sollte ich sterben? Oder doch mit dem Schlauchboot über die Ostsee in den Westen fliehen?
 Ich nahm die Wäsche aus der Maschine und ging auf den Hof. Ich stellte den Korb auf die Wiese, legte den Schlüssel ins Gras und hängte die Kleidungsstücke auf.
 Die Vögel sangen, es roch nach Sommer und für eine Weile vergaß ich alles um mich herum.
 Jetzt suchte ich den Schlüssel im Gras. Aber ich sah ihn nicht. Dafür entdeckte ich die Wiesenchampignons. So suchte ich nach den Pilzen. Dabei fand ich den Schlüssel.

Ich musste lachen.
 So war das also mit dem Leben!
 Ich legte mich auf die Wiese und sah in den Himmel. Hoch über mir zogen die Wolken. Sie kamen von weit her und trieben in die Ferne. Über Länder und Grenzen hinweg. Sie wurden geboren, fanden zu ihrer Form und lösten sich wieder auf. Wie alles in der Welt. Nach einem uralten Gesetz. Und ich war ein Teil davon.
 Der Gedanke füllte mich aus wie Musik. Wie schön die Welt war. Und wie schön es war, zu leben. Wie konnte ich das nur vergessen?
 Das wusste ich doch schon als Kind.
 Gleich nach dem Frühstück rannte ich hinunter auf den Hof, so schnell es nur ging. Die Kleeblumen auf der Wiese dufteten. Die Birnen vom Nachbarn schmeckten süß. Die Spur der Schnecken glitzerte auf Blättern der Rüster. Die Katze Susi rieb sich das Fell. Und endlich kamen Jutta und Roswitha zu mir auf den Hof.
 Und jeden Mittag erzählte ich der Mutter von all den Kostbarkeiten. Sie hörte mir zu und all das war Glück. Wie jetzt, in diesem Moment.

Wer schon hatte mir zu sagen, wie ich zu leben hatte und wann ich zu sterben hatte und wo meine Freiheit endete?
 Auf einmal kniete ich auf dem Rasen und betete:
 „Lieber Gott, lass mich ein guter Mensch sein!“
 Verschämt sah ich mich um.
 War ich religiös?

„Hallo!“, hörte ich eine Stimme vom Spielplatz her. Ich drehte mich um. Es war Katja, meine Nachbarin. Sie saß auf der Bank und rauchte, wie jeden Morgen.
 „Komm rüber!“, sagte ich.

Katja konnte singen wie Janis Joplin. Doch sie landete immer wieder in der Psychiatrie.
 Jetzt saßen wir auf dem Sofa. Und ich hörte ihr zu. Sie trug über dem Kleid ein Mieder aus Leder und einen seidenen Turban auf dem Kopf. Jetzt legte sie den Zeigefinger auf die Lippen und wandte sich nach rechts und links. Sie bedeutete imaginären Personen, leise zu sein. Dann kam sie auf ihr Thema: Sie suchte eine Familienhelferin für sich und die Jungs.
 „Die vom Amt tun immer, als wäre ich blöd!“, sagte sie.

Katja war nicht blöd. Sie war schizophran. Bisher hatte ich ihre Bitte abgelehnt. Die Arbeit war ehrenamtlich. Und es gab viel zu tun. Ich würde an Konferenzen im Jugendamt teilnehmen müssen, mit dem Arzt sprechen, wenn es für die Klinik so weit war und die Kinder betreuen, bis die Oma kam.
 Jetzt sah ich ihr in die Augen.
 „Gut“, sagte ich, „ich mach das für dich. Aber die zwei Kerle dort auf dem Sofa, die nimmst du mit nach Hause, wenn du gehst, ist das klar?“
 „Ja!“, sagte sie und schaute mich erschrocken an.
 „Klar!“
 Dann lachten wir.
 Und auf einmal war für uns beide alles klar: Katja wusste, sie konnte sich auf mich verlassen. Und ich hatte eine Aufgabe gewählt, die mir einen Sinn gab in dieser Zeit.

Und dann fing ich an, mit dem Herzen zu sehen, wie der kleine Prinz. Die Welt wurde auf einmal ganz weit und ich vergaß die Mauer.
 Ich sah sie nicht mal mehr von der S-Bahn aus. Bis sie gänzlich verschwand.



✖ **Ingrid Weißbach**, 28. 02. 1953, geb. in Altenburg/ Thüringen, iweissbach@web.de, Wohnhaft in Berlin und Locarno (Tessin), Kinder: Mattes, geb. 1977, Johanna 1994. Abitur in Stralsund, 1971-1975 Studium an der Uni Rostock (Mathematik und Physik, Diplomlehrerin) von 1971-1974 Lehrerin in Berlin, ab 1984 freiberufliche Autorin, Hörspiel, Film, Kurzgeschichten und Kolumnen für den «Freitag» (damals «Sonntag») und in Anthologien, 1988 -1990. Studium am Literaturinstitut Leipzig. 1989 -1990. Kurzgeschichtenband «Ganz einfach verrückt», 1991 Verlag Neues Leben. 2007-20017 Autorin von Reisebüchern in der Schweiz. Studium am Institut für Psychoenergetik nach Schellenbaum in Locarno-Orselina (Schweiz) von 2010-2014. Sachbuch «Sexueller Missbrauch und Heilung aus dem Selbst», 2014 Shaker-Verlag, Aachen. Gedichte und Porträts in der Tessiner Zeitung (Schweiz) von 2007 bis jetzt. 2020 Beitrag in «Krisenglück», Verlag der Kreativmacherei Hemmingen.

Peter Rudolf

Gedichte der Achtsamkeit – Der Haiku-Weg

von Elena Abendroth mit Fotos von Georg Seibt

169 dreizeilige Gedichte veröffentlicht die Autorin in „Gedichte der Achtsamkeit“. Im Vorwort drückt Elena Abendroth die Absicht aus, dass wir mit ihnen „mehr Spiritualität im Alltag [...] gewinnen“. Sie folgt „den Gedanken von Thich Nhat Hanh“ (1926-2022), einem vietnamesischen spirituellen Lehrer, und verbindet buddhistische Achtsamkeit mit christlichem Mitgefühl und christlicher Liebe. Viele Gedichte stehen im traditionellen 5-7-5-Schema. Ein schönes Haiku, von Seite 17, lautet:

Reichliche Ernte
Rotgelbe Äpfel im Gras
Würmer und Schnecken

Schön finde ich dieses Haiku der gefallenen Äpfel, weil es das Potenzial in sich trägt, mich anzuregen. Denn schon überlege ich: Könnte mit den noch besseren Äpfeln nicht eine Wähe gebacken werden? Blieben dann noch genug Äpfel für Würmer und Schnecken liegen? Oder lasse ich alle Äpfel liegen in der Hoffnung, es würden wieder vermehrt Amseln meinen Garten besuchen? Unter den vielen gelungenen Haiku finden sich manche, die vom 5-7-5-Schema abweichen. Das folgende steht auf Seite 57:

gemeinsam speisen
ganz zärtlich nimmt der Hund
das Brot

Das zitierte Haiku mit den Äpfeln gehört in das Kapitel „Natur“, das Haiku mit dem Hund findet sich unter „Glück“. Das Buch enthält 15 thematische Kapitel, die mit einer kurzen Einführung beginnen und zwischen acht bis achtzehn Dreizeiler enthalten. Meist finden sie sich zu viert auf einer Buchseite. Gesetzt sind sie alternierend links- und rechtsbündig. Damit erhält der Gedichtband ein zum ernststen Thema passendes, gefälliges Aussehen. Passend auch, dass das Buch als Hardcover veröffentlicht wurde.

Alliteration und Assonanz als Ausdruck einer poetischen Sprache treten öfters auf. Zwei Beispiele, von den Seiten 28 und 12:

Sehnsucht nach Sonne
ins Unendliche blicken
mit leichtem Gepäck

atmen und gehen
zu kristallklaren Quellen
in milchigem Licht

Ob es meditative Haiku gibt? Ein weiteres Beispiel: ein Text auf Seite 42:

Die Hände öffnen
Den tiefen Atem spüren
und die Angst

Neben eindeutigen, klaren Texten finden sich andere, die bei mir eine Irritation zurücklassen, wie beispielsweise folgender auf Seite 69:

kaum wahrnehmbare
Erkenntnis sachter Schmerzen
plötzlicher Schrei

Eine „Erkenntnis“ steht da. Dass es eine „kaum wahrnehmbare Erkenntnis“ ist, macht mir den Text ein wenig suspekt. Gewänne der Text nicht an Haiku-Charakter ohne diese, mindestens für ein Haiku eigenartige und befremdende, Erkenntnis?:

kaum wahrnehmbare
sachte Schmerzen
plötzlicher Schrei

Zwei Titel hat das Buch. Der Haupttitel (als solcher ersichtlich auf Seite 1) lautet „Gedichte der Achtsamkeit“. Dieses Vorhaben führt die Autorin mit ihren Dreizeilern konsequent aus. Die Fotos von Georg Seibt, zu fast jedem Kapitel eines, tragen dazu das Ihre bei. Es sind durchwegs Winter- und Schneestimmungen, Aufnahmen, die durch ihre Ruhe den besinnlichen und meditativen Charakter des Gedichtbandes unterstreichen.

Den Untertitel (als solcher ebenfalls ersichtlich auf Seite 1) „Der Haiku Weg“ finde ich hingegen problematisch. Da gehört meiner Meinung nach ein Bindestrich dazu: „Der Haiku-Weg“. Die andere Bedeutung des Untertitels, ohne Bindestrich: „Der Weg der Haiku“, wäre zwar inhaltlich die korrekte Lesung des Vorhandenen. Jedoch finde ich im Buch keinen Hinweis auf diese zweite mögliche Lesart.

Die Autorin unterwirft das Haiku der Achtsamkeit, wenn sie auf Seite 7 schreibt: „Haiku sind Gedichte der Achtsamkeit.“ Das mag für die Autorin zutreffen; verallgemeinern würde ich es so nicht. Dazu rege ich an, dass die Achtsamkeit, welche dem Buch zugrundeliegt, auch gegenüber seinem Titel und seinen anderen Teilen angewendet werde – einschließlich gegenüber dem Haiku. Denn auf dem Weg, den man mit diesem Buch geht, sind unter den Dreizeilern nicht ausschließlich Haiku zu finden. Eines aber ist sicher: Es wartet immer wieder ein schönes Haiku auf den achtsamen Leser und auf die achtsame Leserin. Auf Seite 60 dieses wunderbare:

der Gipfelerfolg
früher war alles anders
schneeweißes Haar

Gedichte der Achtsamkeit

Elena Abendroth, Text

Georg Seibt, Fotos

75 Seiten

Books on Demand 2022

ISBN 9783756244805

€ 20,99



- ✖ **Peter Rudolf**, 1960, wohnt in Dornach/Schweiz. Vater zweier Söhne. Gelernter Chemielaborant; Wirtschaftsmatura; Journalist; Redakteur; Pfleger/Sozialpädagoge, seit 14 Jahren in der Nachtwache für mehrfach behinderte Mitmenschen. Buchbinderkenntnisse. Mitglied Verein PRO LYRICA Schweizerische Lyrische Gesellschaft; Mitglied Deutsche Haiku-Gesellschaft e.V., im Vorstand seit 2017. Gedichte seit 1985, Haiku seit 1994. Veröffentlicht: Am Strassenrand viel Heimatland, Gedichte, edition prolyrica 2020; 100 Kurzgedichte zu Sophie Scholl, Eine Biografie in Japanischen Formen, edition linth 2021. Daneben 2017 der Gedichtband „im Zweifelsfalle ... für das Gedicht“ in 30 Exemplaren, außer Papier- und Kartonherstellung sowie Druck alles selber gemacht (Hardcover, geleimt, mit Titel in eingestanztem Feld – ohne ISBN).

✖ **Ursula Schachschneider****Literaturwettbewerb Preis der Gruppe 48 für das Jahr 2023**

Die Ausschreibung startet mit 14 000 Euro Preisgeld

Preis der Gruppe 48 für Prosa

Preis der Gruppe 48 für Lyrik

Jurypreis der Gruppe 48

Beginn: **15. November 2022**Einsendeschluss: **15. März 2023, 24.00 Uhr**

Informationen über die **Teilnahmebedingungen** und zur Jury finden Sie auf den Homepageseiten Gruppe 48:

<https://www.die-gruppe-48.net/Preis-fuer-Lyrik-und-Prosa-2023>



„... all mein Wissen in Kunst umsetzen“

Interview mit Bartek Śnieciński



Bartek Śnieciński ist ein 45-jähriger polnischer Künstler, der nach einer Karriere als Fotograf seine Vorliebe für skulpturale Arbeiten entdeckt hat. Seine stets eigenwilligen Werke in kleinen Auflagen sind weltweit gefragt. Sein aktuelles Projekt – eine Serie von Bronzeskulpturen namens „Psycho“, die einzelne psychische Erkrankungen darstellen und zeigen, wie die Erkrankten ihr Innenleben und die Außenwelt empfinden – ist der Grund, warum wir Bartek eingeladen haben, an diesem literarisch-künstlerischen Austausch über Landesgrenzen hinweg teilzunehmen.

experimenta_ Bartek, warum hast Du für Deine aktuelle Skulpturenserie „Psycho“ psychische Erkrankungen als Namensgeber für die Figuren ausgewählt?

Bartek Śnieciński_ „Der drastische Anstieg der psychischen Erkrankungen in den letzten drei Jahren, nicht nur bei Erwachsenen, sondern auch bei Kindern, ist etwas, das nicht ignoriert werden darf. Als ein Künstler, der versucht, die Realität in seiner Kunst widerzuspiegeln, wollte ich nicht die Augen vor dem Problem verschließen. Das war für mich der Ausgangspunkt, eine Serie mit Werken über psychische Krankheiten zu schaffen. So sind diese Skulpturen entstanden.“

experimenta_ Was war Deine Motivation?

Bartek Śnieciński_ „Ich will zeigen, dass jeder von uns einem Menschen begegnen kann, der von einer bestimmten Störung oder psychischen Krankheit betroffen ist. Ich möchte dem Betrachter meiner Skulpturen ein Gefühl vermitteln – zumindest für einen Moment – wie es einem Menschen mit genau dieser Erkrankung gehen kann.“

Traurigkeit, Verwirrung, Wut, Zerrissenheit



✖ Bartek Śnieciński, Schizophrenia (Schizophrenie)

experimenta_ Kannst Du uns bitte mehr über Dein Konzept und die Arbeitsweise erzählen?

Bartek Śnieciński_ „Zu Beginn wählte ich aus, welche Erkrankung ich darstellen wollte. Dann habe ich versucht, so viel wie nur irgend möglich über sie zu erfahren. Was sind die Symptome, Ursachen, Auswirkungen etc.? Der letzte Schritt war dann, mit dem Schaffensprozess zu beginnen und zu versuchen, all mein Wissen in Kunst umzusetzen. Meine Intention war es, eine angemessene Form für etwas zu finden, das an sich überhaupt keine Form hat.“



✖ Bartek Śnieciński, Anxiety Disorder (Angststörung)

„... nicht die Augen vor dem Problem verschließen“

experimenta_ Was waren dabei die größten Herausforderungen für Dich?

Bartek Śnieciński_ „Die größte Herausforderung bestand darin, eine äußere Form für psychische Erkrankungen zu finden, die ja bislang nicht existiert. Sodass eine Person, die die Skulptur betrachtet, die Emotionen sehen kann, die mit einer bestimmten Erkrankung einhergehen können. Dabei ging es um große und oft sehr schwierige Emotionen wie Traurigkeit, Verwirrung, Wut, Zerrissenheit. Es war nicht einfach, das richtig darzustellen und dabei gleichzeitig so einfach wie möglich zu halten.“

experimenta_ Bitte nenne uns einmal die Namen aller Figuren, die Du bereits geschaffen hast und ob noch weitere auf Deiner Liste stehen, die Du anfertigen möchtest?

Bartek Śnieciński_ „Die Namen beziehungsweise Titel der Figuren lauten: Dissociative Identity Disorder (Dissoziative Identitätsstörung), Depression (Depression), Anxiety Disorder (Angststörung), Multiple Personality Disorder (Multiple Persönlichkeitsstörung), Schizophrenia (Schizophrenie), Bipolar Disorder (bipolare Störung) und Narcissistic Personality Disorder (Narzisstische Persönlichkeitsstörung). Ich denke, dies ist nicht das Ende der Serie. Ich habe immer noch die Borderline Störung im Hinterkopf.“

experimenta_ Gibt es bei den Figuren welche, deren Gestaltung Dir besonders leicht oder schwer gefallen ist, und wenn ja, warum?

Bartek Śnieciński „Dadurch, dass die Depression eine der bekanntesten und am besten beschriebenen psychischen Erkrankungen ist, war diese für mich leichter zu verstehen als andere. Ich bin mir sicher, dass jeder von uns jemanden mit Depressionen kennt. Daher war es für mich ein etwas leichter Zugang zum Thema und damit auch zur Formgebung, obwohl ich nicht sagen kann, dass ‚Depression‘ eine einfache Skulptur war.“

experimenta Gab es bisher schon Reaktionen der Öffentlichkeit auf diese Serie?

Bartek Śnieciński „Eine der wichtigsten Reaktionen war für mich das Feedback eines Psychiaters. Er rief mich eines Tages an, um mir zu sagen, dass er sehr beeindruckt sei, wie treffend ich mit meinen Skulpturen zeige, was Patienten mit den einzelnen Störungen ihm in seiner Praxis beschreiben. Dies war definitiv die bislang schönste Reaktion.“



× Bartek Śnieciński, *Depression*
(Depression)

Bartek Śnieciński „Das einzige Ziel, das ich von Anfang an hatte, war es, die Emotionen zu zeigen, die sich hinter diesen psychischen Erkrankungen beziehungsweise Störungen verbergen und die von außen oft so schwer zu verstehen sind. Dass es im Inneren von Menschen, die auf den ersten Blick scheinbar genauso sind wie wir, Dinge gibt, die wir uns oft nicht vorstellen können. Ich habe versucht, diese Diskrepanz bildhaft zu veranschaulichen, und ich kann nur hoffen, dass es mir mit der größtmöglichen Wahrhaftigkeit gelungen ist.“

experimenta Vielen Dank für das Interview.



× Bartek Śnieciński, *Dissociative Identity Disorder*
(Dissoziative Identitätsstörung)



× Ursula Schachschneider

Sonja Krajewski

In der Stille dieser Nacht

Früher habe ich zum Einschlafen meine Atemzüge gezählt. Seit ich Mutter bin, komme ich kaum bis drei. Ich glaube, für Mütter ist Schlaf das wohl kostbarste Gut. Aber jetzt bin ich schon bei 3625, während mein Geist weiter haltlos durch die Nacht irrt. In meinem Arm schläft friedlich mein fünfjähriger Sohn. Es ist spät geworden. Knapp 20km Stau auf der A21 und wir mittendrin. Besser gesagt: Wir am Anfang.

Der gleichmäßige Atem meines Sohnes beruhigt mich, bis ein trockenes Schluchzen den Frieden stört. Erschrocken halte ich die Luft an. Es war mein Schluchzen! Mein Sohn räkelte sich. „Sch, sch, sch...“ flüstere ich und streiche ihm beruhigend übers Haar. „Sch, sch, sch...“ flüstere ich mir selbst zu, als die Flammen wieder vor meinem inneren Auge auflodern. Denn wieder steht unser Wagen auf der A21. Hinter mir schreit mein Sohn. Wortlos drehe ich mich um, drücke ihm ein Tuch vor den Mund, huste. Er wehrt sich. Ich packe fester. Er muss stillhalten. Meine Lungen glühen. Der Gurt klemmt.

In einem brennenden Auto haben Erwachsene drei Atemzüge Zeit bis zur Ohnmacht. Kinder einen. Dann kommt der Tod.

Später wird der Feuerwehrmann mir eine Beruhigungszigarette anbieten. Und ich werde ablehnen. Denn ich bin ruhig. Vollkommen ruhig habe ich meinem Instinkt das Kommando überlassen, als das Auto Feuer fing: Warnblinker setzen, Seitenstreifen. Erster Atemzug. Anhalten, Tuch vor Kindermund. Zweiter Atemzug. Abschnallen. Tür auf. Sie klemmt. Dritter Atemzug. Nochmal. Fester. Endlich Luftholen! Aber auch draußen überall der Qualm von verbranntem Gummi, Schwindel.

Sohn raus. Geschafft! Zumindest die Hälfte. Denn ich habe noch eine Tochter. Rum ums Auto. Aber ich passe nicht in den Spalt zwischen Leitplanke und Wagen! Panik wallt auf, wird verjagt. Panik muss warten. Zwischen meiner Tochter und mir ein unüberwindbar schmaler Spalt und eine Mauer aus gleißender Hitze. Meine Augen tränen. Dieser Rauch, verdammt!

„Sie haben alles richtig gemacht!“ sagt der Feuerwehrmann und steckt sich selbst eine Zigarette an. Er hat Tränen in den Augen. Ich nicke stumm.

Meine Tochter – Sie war immer so schmal, so zart...

Keine Worte der Welt könnten den Moment beschreiben, in dem ich aufgab, zurücktrat, aufsah. Als die Erkenntnis jede Faser meines Seins durchdrang.

Ich blinzelte. Und dann stand sie dort am Straßenrand, die Puppe im Arm. Sie weinte nicht, beobachtete nur, wie der einst silberne Lack an unserem Wagen goldene Blasen warf, bevor sich die nächste Flamme hindurchfraß. Für meine schmale Tochter war der Spalt breit genug.

Morgen wird in der Zeitung stehen „40jährige Mutter rettet geistesgegenwärtig ihre zwei Kinder aus brennendem Auto“. Aber das stimmt nicht. Ich habe nur eines gerettet.

Und trotzdem – in der Stille dieser Nacht wärmen zwei Kinderkörper den meinen. Jeden ihrer heiligen Atemzüge will ich aufnehmen und für immer in mir bewahren.

Nie wird mich jemand danach fragen, warum die beiden vor der Abfahrt ihre Plätze getauscht hatten. Und ich wüsste auch keine Antwort auf diese Nebensächlichkeit. Nur eines weiß ich:

Mein Sohn kann seinen Gurt noch nicht alleine öffnen.

✖ Als Diplom-Pädagogin und Beraterin ist **Sonja Krajewski** (*1979) umgeben von Menschen und deren Lebensgeschichten. Die gebürtige Kielerin begleitete Jugendliche in ihrer Berufsfindungsphase, setzte sich für die Chancengleichheit von bildungsfernen Familien und Menschen mit Fluchterfahrung ein. Sie leitete eine evangelische Frauenberatungsstelle und vermittelt heute Ehrenamtliche in gemeinnützige Organisationen. Seit ihrer Teilnahme an der Drehbuchwerkstatt 2021/22 an der Hochschule für Fernsehen und Film München widmet sie sich außerdem dem Schreiben.



✖ Ursula Schachschneider

Leserbriefe

Hallo, **ex**perimenta-Redaktion,
werter Herr Heins!

Mit Interesse habe ich Ihren Artikel "die Islamische Republik Iran
im Wandel zum Persischen Frühling" gelesen.
Hierzu erlaube ich mir, folgenden Sinnspruch als Denk- und Diskussionsanstoß
zu übersenden:

**Glauben hat die Kraft
Menschen zu einen
Religion besitzt die Macht
Menschen zu entzweien**

Ich gratuliere Ihnen zur Aufnahme im PEN- Club!
Wenn meine Informationen korrekt sind, wird man zur Aufnahme berufen,
Eigenbewerbungen sind verpönt.

Es grüßt Sie
Christian C. Kruse

Moin Rüdiger,

bei meinen Dispositionen lasse ich es einmal dahin gestellt, in wie weit meine Betrachtungsweise auf
deinen Text „ Persischer Frühling“ für dich auch Relevanz hat .

Eine gewaltfreie, positive & konstruktive Zwischen – oder Abschluss-Betrachtung würde, für mich, den
Text „rund laufen lassen“.

Diese könnte z.B. in folgende Richtung gehen: In deinem Text hast du Hazrat Iyanat Khan (1882 – 1927)
zitiert, den Gründer eines moslimischen Sufi – Ordens.

Nun ist es ausgerechnet in einem Land, welches über Jahrzehnte nicht einmal ansatzweise in
den Verdacht kam, eine offene, entspannte Zivilgesellschaft zu haben, gelungen, die am meisten
zeitgemäße, offenste & freieste Form des Islam zu praktizieren!!! Hier sind „Misch – Ehen“ zwischen
Muslimen & z.B. Christen überhaupt nichts Ungewöhnliches. Religiöse Feste werden zum Teil
religionsübergreifend in den Nachbarschaften gefeiert, und irgendwelche Religions-Kleider-Ordnungen

sind überhaupt kein Thema. Das hat sich – von der Weltöffentlichkeit beinahe unbemerkt – in Albanien
vollzogen und etabliert!!!!

Neben der vorkommunistischen Geschichte ist hier auch ein anderer Grund in der traditionellen
Anwesenheit des Bektaschi Ordens zu finden. Dieser ist ein moslimisch – alevitischer Sufi Orden,
welcher auf Hadschi Bektasch (+ 1270) zurück geht.

Also, ein zeitgemäßer, freier und „entspannter“ Islam ist real möglich, und keine fantastische Utopie.

Eine Tragik des Iran liegt darin, dass er, mit seinem großen Potential und seiner über-reichen Kultur
& Geschichte, im Zentrum verschiedenster geopolitischer, finanzpolitischer, religionspolitischer
Machtinteressen steht, und diese verschiedenen Machtinteressen im Land, auf Kosten der
Bevölkerung, ihre Konkurrenzkämpfe ausgetragen .

Gruß
DADANAUTIK / Walter, Bremen

Lieber Rüdiger,

„Die islamische Republik Iran im Wandel zum Persischen Frühling“ – so ein mutiges, aufrüttelndes,
berührendes Essay. Ich habe an irgendeiner Stelle bei Facebook eben gelesen, dass Du bedrohliche
Anrufe erhältst und in der Vergangenheit sogar Polizeischutz hattest.
Gib bitte gut auf Dich acht und lass diese destruktiven Energien (mir fehlt gerade ein besseres Wort)
nicht zu nah an Deine Seele heran.
Deine Arbeit als Schriftsteller ist unglaublich wichtig. Missstände müssen benannt und angeklagt
werden, das ist unerlässlich für gesellschaftlichen Wandel.

Von Herzen alles Gute wünscht Dir
N. Hille





* Ursula Schachschneider

experimenta-Druckausgabe



Hochwertige Druckausgaben der **experimenta** für 12 € zzgl. 3€ Porto können hier bestellt werden: abo@experimenta.de

Bitte die Postanschrift bei der Bestellung hinzufügen.

In unserem Archiv auf der Website www.experimenta.de finden Sie auch Jahrgänge ab 2010.

Abonnement der Druckausgabe der **experimenta**

Als Dankeschön für ein **experimenta**-Abonnement der Druckausgabe erhalten Sie eine handsignierte Fotografie von Ulrich Raschke.

Ein Jahresabo kostet 120 €. Für die Schweiz und Österreich beträgt die Jahresgebühr 150 €.

Wir freuen uns darauf, Sie im Kreis der Abonnenten und Abonnentinnen begrüßen zu dürfen.



Impressum

experimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,
Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Redaktion:
Dr. Anita Berendsen (Prosa),
Kevin Coordes (Prosa, Social Media und Werbung),
Philip J. Dingeldey (Prosa),
Katharina Dobrick (Social Media),
Claudia Eugster (Kunst und Kultur),
Jens-Philipp Gründler (Kunst und Kultur, Prosa und
Sound Voices),
Rüdiger Heins,
Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser (Lyrik und Prosa),
Erich Pfefferlen (Endkorrektur und Pressearbeit),
Franziska Range (Bildredaktion, Lyrik, Prosa),
Minna Maria Rembe (Lyrik und Beratung),
Barbara Rossi (Lyrik und Social Media),
Peter Rudolf (Haiku-Redakteur),
Dr. Annette Rümmele (Prosa und Kunst),
Sonja Schirmer (Gesellschaft),
Barbara Schleth (WortArt, Kultur und Schule, Social Media),
IngridnWeißmann (Kulinarisches),
Barbara Wollstein (Filmkolumne)

Korrespondenten:
Prof. Dr. Mario Andreotti (St. Gallen, CH),
Isobel Markus (Berlin),
Xu Pei (Köln),
Christian Sünderwald (Chemnitz)

Layout und Gestaltung: Franziska Range
Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Druck: BookPress

Redaktionsanschrift:
experimenta
Dr.-Sieglitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.
Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen
bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim
INKAS-INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad
Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und
Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte,
Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und
Urheberinnen selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes
Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige
Benachrichtigung.
© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Auflage: 22.000
ISSN: 1865-5661
URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2022-124
Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen
selbst zur Verfügung gestellt.
Titelbild: Ursula Schachschneider





✦ Ursula Schachschneider

experimenta

Das Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

www.experimenta.de